



3 1761 05273496 9







Presented to the
LIBRARY of the
UNIVERSITY OF TORONTO

by

MRS. AILEEN WOLFF



Lieder des Ghetto

von Morris Rosenfeld

Autor. Übertragung aus dem Jüdischen

von Berthold Feiwel

mit Zeichnungen von

E. M. Lilien



26.—30. Tausend

Benjamin Harz Verlag / Berlin = Wien



*

**

Von

diesem

Buche sind

50 vom Künstler numerierte und signierte Exemplare auf
besserem Papier in kostbarem Einband hergestellt

Gedruckt im Jahre Neunzehnhundertund-
zwanzig in der Buchdruckerei von

* W. Moeser, Berlin S 14 *

Der Einband wurde ausgeführt von

der Großbuchbinderei Fiedentscher, Leipzig

Papier wurde bezogen aus der Papierfabrik

von C. L. Töhen, Berlin * Elchès: Graphische

Kunstanstalt Rich.

Labisch & Co.

Berlin

**

*



LIEDER DES GHETTO



Lilien

Vorrede.

Dem lieben Herrigsten
Herrn Wolff

am 6. Mai 1933 und für
freundlichen Erinnerung an die
A. Augusts Haus - Tage

Willibrod
Hauptmann.



בְּיָמֵינוּ





Vorrede.

Lieder des Ghetto.

Wohl ein Nachklang jüdischer Romantik, der aus längstvergangener Zeit in unsere Tage sich verlor?

Denn das Ghetto, meint ihr, sei längst nicht mehr. Die Mauern der Judenkerker seien gefallen, da die Tricolore wehte und das Schmettern der Freiheitsfanfaren ertönte. Und vom Ghetto sei nichts geblieben als die kleinen Histörchen, die so ergreifend zu erzählen wissen von vergangener Not und so anmutig von den neuen, besseren Tagen.

Wohl — damals, als die Länder der Kultur von manchem anderen Stück Mittelalter erlöst wurden, hat man auch die Ghettomauern geschleift. Die Mauern. Der furchtbare Geist aber, der einst die starren Kerkerwände errichtet hat, ist nicht gestorben. Unablässig ist er an der Arbeit und baut über Nacht neue Wände, keine steinernen, aber er baut sie mit Händen, die noch kunstfertiger und noch grausamer geworden sind . . .

Doch von anderen Ghetti ist die Rede: von jenen, die sich über ganze Länder dehnen — dort im Osten Europas —, deren Mauern nie zerbrochen wurden, und von den entsetzlichen Stätten in den schmutzigsten Teilen europäischer und nun auch amerikanischer Großstädte, in die sich in unseren Zeiten die jüdische Not flüchten mußte.

Die ihr ein Stückchen Erde habt, auf dem ihr sicheren Fußes einhergeht, ein Stückchen ererbten Rechtes euer eigen nennt, das euch keiner nehmen kann, auch wenn ihr die Armsten seid,

die ihr im Rausch der Freude und im Übermaß des Schmerzes etwas Heimatliches habt, an das ihr euch zärtlich schmiegen könnt, das euch liebt und das ihr liebt, die ihr aus freier Brust lachen und weinen könnt, auch wenn ihr die Niedrigsten seid, könnt ihr ahnen, was das Ghetto ist? Wisset ihr es, die ihr mit dem ganzen Stolz des Europäers ein neues Jahrhundert der Zivilisation eröffnet, ihr sogar, denen sonst nichts Menschliches fremd ist, die der Not und dem Leiden ihr Leben weihen, ihr glücklicheren Juden endlich, die ihr in der Gunst des Augenblickes euch gleichgültig oder scheu abwendet, wenn der Schatten fremdländischen jüdischen Unglücks auf euren Weg fällt?

Nur die können ermessen, was das Ghetto bedeutet, die die innerste Teilnahme dahin geführt hat, und die, die im Herzen ihr Geschick mit dem ihrer unglücklichen jüdischen Brüder verknüpft haben.

Wer aber vermöchte das Ghetto zu schildern?

Denn fast übermenschlicher, unsagbarer Leiden ist das Ghetto voll, in das Millionen Menschen gesperrt sind. Menschen? Die ärmsten Sklaven und zugleich die größten Helden sind es, die die Last des „Gelus“ schleppen, die furchtbarste Bürde, die je menschliche Nacken drückte. Nicht Menschen leben im Ghetto, nur die gequältesten menschlichen Lebensinstinkte. Hier lebt die Verzweiflung, die längst, Geschlechter vorher, sich an den furchtbaren Mauern stumpf gestoßen hat. Hier lebt die Entsagung, der die tiefste Entrechtung, das schmachlichste Helotentum aufgebürdet ist. Hier lebt die dunkelste Armut, die hoffnungslose Not, die um ein bißchen Luft, Licht und Brot die Hände wund ringt. Hier lebt eine einzige Gottgläubigkeit und Liebe zur geheiligten Lehre, die Gott zur Ehre alle Martern erduldet, eine Abgese, die um des himmlischen Lohnes Willen die Ungeheuerlichkeit des Daseins wie eine Fügung, fast wie eine Schuld trägt, und die unauslöschliche Hoffnung auf das messianische Reich, auf die Erlösung durch Zion, die jeden Augenblick kommen kann. Hier lebt die schwere Tradition der Zeremonien und Feste, der traurigen mit ihren Fasten und Bußen, die die ganze Seele erfassen, der freudigen, die den einzigen fargen Schein in das trostlose Dunkel werfen. Hier lebt eine letzte Ahnung, daß es irgendwo auf Erden Frieden gibt, ein letzter Seufzer nach einem Ruheplätzchen, nach einem Stückchen Heimat...



Aber dieses Elend soll noch wachsen. Darum preßt man es tausend- und tausendfach zusammen in die finstere Enge der Städte und schnürt es ein, daß es kaum atmen kann. Wieviel Grauen enthüllt eine einzige Straße! Wie ein alter Riesenfriedhof starrt sie mit ihren dunklen, verfallenen Häusern. Ein lebendiges Grab reiht sich an das andere. Und manches dieser Gräber schließt Hunderte Menschen ein, die sich in den modererfüllten Stuben und Kammern aneinander drängen, nebeneinander, übereinander, daß kein

Winkel frei bleibt. In den Krümmungen und Windungen der Straßen, in ihrem Schmutz und Staub ein Hasten und Drängen und Schieben — in den Augen der schreckhaft verkümmerten Menschen die starre Angst der gehehten Kreatur. Da lungern Kinder auf den Straßen, barhaupt, bloßfüßig, in Lumpen gehüllt, die Gesichter alt, als läge auf ihnen der ganze Jammer eines unglücklichen Lebens, in den großen, brennenden Augen eine blutige Frage an das Schicksal, die nie beantwortet wird. Nie sahen sie einen freien Sonnenstrahl, nie tummelten sie sich in Wald und Feld. Kaum daß sie die ersten Worte lallen konnten, mußten sie das Verzichten lernen, das Entbehren, das Hungern, das Schweigen Knaben eilen vorüber, mit bleichen, eingefallenen Wangen. In Kälte und Hitze, hungernd und fiebernd, müssen sie zum „Eheder“, in die furchtbare, dumpfe, dunsterfüllte Schulkstube, in der der arme junge Geist zur Frühreise gequält und der schwache Körper noch mehr entkräftet wird Kaum eine neue Art von Not haben die Kinder mehr zu lernen, wenn sie herangewachsen sind. Sie fügen sich ein in das unentwirrbare Massenelend der Lumpenhändler, Bettelkrämer, Hausierer, Lastträger, Trödler, deren Vermögen nicht viel größer ist als das Stückchen Brot, an dem das Blut und die Tränen des täglichen Verzweiflungskampfes kleben — wofern sie nicht untergehen im Haufen Arbeitsloser, Bettelnder und Siecher Da ist es, wo man die Greise findet, deren Antlitz kaum mehr menschliche Züge trägt und die dennoch mit zitternden Händen schwere Lasten auf den wunden Rücken laden. Da wohnen die Mütter, die in jungen Jahren das Siechtum des Alters schleppen, die für sich nichts begehren als den Tod, wenn das Brot zu klein und der Raum zu enge wird für Mann und Kinder. Da sind die Männer, deren „Weinen die Brust sprengt, deren Lachen ist, als weinten Riesen“. Da sind die ungezählten, ungekannten Tausende, die der Hunger täglich würgt und allmählich dahinrafft auf den Gassen, in den Höfen, in den Kellern

Oft jagt der Haß der Menschen und die Grausamkeit der Geseze, das Elend und der nackte Daseinsdrang, manchmal der Wagemut oder die qualende Unrast diese Ghettomenschen einzeln, zu Hunderten oder zu Tausenden über die Grenzen. Arbeit, Arbeit zu jedem Preis — nichts anderes ist es, was sie suchen. Armselige Träumer! Wo sie ihren Fuß hinsetzen, wächst das Ghetto empor. Sie pflanzen es auf auf den Heerstraßen, unter den Brückenbögen, in den Hafenplätzen, auf dem Deck der Schiffe und endlich über dem Meer, wofern das neue Land das Mitleid hat, sie aufzunehmen. Im neuen Kontinent, um wieviel ist es besser als im alten? Wieder wohnen sie in der jüdischen „Armengass“, wieder müssen sie sich um des armen Lebens willen wie eine Ware verkaufen. Ein neues Triebwerk der Not hat sie erfaßt: Die Bettelhändler wurden zu Bettelarbeitern, die die Werkstatt und die Maschine germüht. . . .

Wie ein Wunder scheint es manchmal, daß Millionen so unsagbar gemarterter Menschen noch immer soviel Heldenhaftigkeit, soviel Geduld, soviel religiöse Kraft aufbringen konnten, das Ghetto zu ertragen. Aber noch größer ist das andere Wunder: daß über all dem Unglück eine Geistigkeit waltet, die, wie losgelöst vom Körperlichen, immer neuen Geist aus

sich heraus erzeugt. Oft wird diese Geistigkeit — das unter entsetzlichen Leiden gerettete Erbe der Väter — bis zum äußersten gequält, da sie der Not des Augenblickes dienen muß, manchmal verzerrt und verkrümmt, wie so vieles im Ghetto, manchmal aber treibt sie ganz seltsame Blüten von einer reizvollen, weichen und traurigen Schönheit. Immer aber harret sie des einen machtvollen Antriebes, der sie zu den größten Leistungen eines wundervollen Enthusiasmus entfachen könnte — ehe es zu spät ist.



Unter den Menschen des Ghetto, für sie und in ihrer Sprache sang Morris Rosenfeld seine Lieder. — — — „Ich bin geboren am 25. Dezember 1862 in dem kleinen Städtchen Bokscha in Russisch-Polen. Mein Großvater, mein Vater, alle, die zu unserer Familie gehörten, waren Fischersleute. Die kleine Stadt liegt in einer lieblichen Gegend zwischen Wald und See. Ich war noch ein Kind, als meine Eltern nach Warschau ziehen mußten. Man schickte mich zum „Cheder“, und ich lernte dort Talmud und ein wenig Polnisch und Deutsch. Mit 18 Jahren heiratete ich und ging nach Holland, wo ich durch 6 Monate die Diamant-schleiferei lernte und betrieb. Von dort zog ich nach England. Hier arbeitete ich durch drei Jahre in den Sweat-Shops* von London. Ich fuhr dann nach Amerika, wo ich bis zum heutigen Tage verblieb. In den dumpfen, finsternen Sweat-Shops von Newyork war es, wo ich singen lernte von Unterdrückung, Leid und Elend. Bei Tage arbeitete ich, nachts schrieb ich meine Gedichte. Die Werkstatt zerrüttete meine Gesundheit, und ich mußte die Arbeit an der Maschine aufgeben. Ich wandte mich der Journalistik zu und war durch einige Jahre Mitarbeiter der bedeutendsten amerikanisch-jüdischen Blätter. Es ging mir erst besser, als die Sammlung meiner Lieder „Songs from the Ghetto“** herauskam. In der Zeit meines literarischen Schaffens veröffentlichte ich (auf eigene Kosten) zwei kleine Bändchen meiner Gedichte: „Die Blumenkette“ und „Das Lieder-Buch“. Aber ich war auch töricht genug, noch als Anfänger 13 Jahre vorher ein kleines Buch: „Die Glocke“ herauszugeben. Dieses Buch war ein literarischer Fehlgriff. Ich arbeitete zu jener Zeit im Sweat-Shop und hatte keine Zeit, die Gedichte durchzusehen. So wurden sie mit einer Menge von Fehlern gedruckt. Ich habe nachher viele Exemplare des Buches aufgekauft und sie verbrannt. . . . Damit ist in den wichtigsten Linien mein Leben gezeichnet.“ — — —

* Werkstätten, in denen nach dem berüchtigten Schwitzsystem die Arbeitskraft für einen Hungerlohn bis zur äußersten Grenze ausgebeutet wird.

** Erschien 1898, 2. Aufl. 1899, herausgegeben von Leo Wiener, Prof. an der Harvard-Universität zu Cambridge. Es ist das Verdienst Prof. Wieners, der auch sonst viel für die historisch-kritische Behandlung der „Jargon“-Literatur geleistet hat, Morris Rosenfeld „entdeckt“ und beim amerikanisch-englischen Publikum eingeführt zu haben.

Das ist die Selbstbiographie des Dichters. Wer könnte ahnen, welche Fülle von Wandernot und Proletarierverzweiflung, von Judenschmerz und Dichterverweh diese Linien einschließen! Fast scheint es, als könnte der Dichter von dem Übermaß des Leides nicht in den Worten des Alltags sprechen, nur in den Liedern, die von Tränen überfließen.

Aus dem „Cheder“-Jungen und Arbeiter ist ein berühmter Dichter geworden, der gekannt und geliebt wird weit über den Kreis derer hinaus, aus denen er hervorgewachsen ist. Die „Songs from the Ghetto“ trugen seinen Namen durch Amerika und dann herüber nach Europa . . . Doch die Bürde des Ghetto muß er weiter schleppen wie zuvor. Den Fron- dienst der Sweat-Shops hat der kranke Dichter — nach anderen Versuchen — gegen die noch schwerere Sklaverei am Schreibpult vertauscht, die nur der ganz verstehen kann, der den traurigen Notstand jüdischer Schreiber kennt. Das letzte Jahr bedeutete für ihn eine Irrfahrt von einer „Jargon“-Zeitung zur andern:

„Nicht geträumt und nicht gesungen
Schon seit langen, langen Wochen.
Tief verwundet ist die Seele,
Und mein Geist, er ist gebrochen.
Zeile muß um Zeile schuften,
Der zum Singen ward erkoren,
Und die Spur der freien Göttin,
Meiner Kunst, hab' ich verloren.
Eine schmutzig-graue Karre
Muß mein stolzer Cherub ziehen,
Der mich einst in Himmel führte,
Wo die lichten Träume blühen . . .“

Es ist ein Gedicht voll tiefer Bitterkeit, mit dem sich der Dichter von der Arbeit abkehrt, der er sich verkaufen mußte.

Wann wird ihn endlich das Ghetto freigeben, das ihm die heißesten Tränen und die schmerzreichsten Lieder erpreßt hat? . . .



Der Dichter hat seine „Songs from the Ghetto“ in drei Teile geschieden: In die Lieder der Arbeit, des Volkes und des Lebens. Es ist eine mehr äußerliche Einteilung. Denn alle drei Teile sind von einer Stimmung getragen: einem gewaltigen Schmerz, der sich empört gegen die Grausamkeit des Schicksals und der Menschen, der wild aufschreit, ohne einen

Widerhall zu finden, der sich verzweifelt krümmt und endlich kraftlos zusammenbricht, um den letzten halberstickten Seufzer in einer Flut von Tränen zu begraben. Ob der Dichter von der Arbeit, von seinem Volke, ob er von sich oder seinen Brüdern singt, immer ist seine blutende Seele darin, die die Seele des Ghetto-Judentums ist, jener Menschen, die „dreifach elend sind, behaftet mit den bösen drei Gebrechen, mit Armut, Körperschmerz und Judentume . . .“ Manchmal mischt sich in diesen Riesenschmerz wie ein verlorener Klang eine unbeschreiblich-rührende Wehmut. Das ist die Erinnerung an die erste Kinderzeit. Von weither kommt ein Leuchten, Klingen und Duften: der Glanz der Sonne, das Schimmern des Sees, der Sang der Vögel und das Rauschen des Waldes — all die Schönheit, die er, glücklicher als Millionen seiner Brüder, noch in sich aufnehmen konnte, ehe die Nacht des Ghetto ihn umfing. Dann aber geschieht es, daß ihn diese unsagbar-traurige Melancholie aus der Vergangenheit über die Not und das Elend des Ghetto hinweg in ein Reich der Zukunft trägt, das von unerhörter Herrlichkeit ist. Dann geht ein mächtiges Rauschen durch die Weiden an den Wassern zu Babel, und, die verwaist waren, die Harfen Israels, beginnen wieder zu klingen. Und der Dichter des modernen Ghetto wird zum Sänger des modernen Zionismus, der gewaltigen Freiheitsbewegung des lebendigen Judentums, die die Juden aus der neuen Gefangenschaft in die alte Heimat, in ihren Frieden und ihre Freiheit führen will.



Über die dichterische Bedeutung Morris Rosenfelds soll hier nicht gesprochen werden. Kein Ehrgeiz trieb ihn. Er dichtete, was er lebte. Keine fremde Literatur hat ihm die Muster geliefert, kein Meister hat ihn Vers und Reim gelehrt; Ein armer Schneidergeselle, ein hungernder Jude, der in schlaflosen Nächten ein Poet wurde, ohne daß er es wollte und wußte — durch die harte Gnade der Not. Das ist alles. Und vielleicht kann noch hinzugefügt werden, daß er schon einen Teil des Ruhmes gefunden hat, den er verdient. Bedeutende Dichter der europäischen Literatur, die ihn kennen lernten, haben ihm einen Platz angewiesen neben den größten Poeten der letzten Jahrzehnte.*

Wohl aber wird es notwendig sein, etwas von der Sprache zu erzählen, in der er seine Lieder dichtete, und von dem Literaturkreise, dem sie angehören, die beide den meisten westeuropäischen Juden — und natürlich den Nichtjuden — fremd sind wie das Ghetto selbst,

* Am besten kennzeichnet wohl die Würdigung, die Rosenfeld gefunden hat, die Tatsache, daß kurzelt mehrere Übersetzungen in europäische Sprachen vorbereitet werden: eine englische, eine polnische, eine tschechische (die von dem hervorragendsten tschechischen Dichter, Jaroslav Vrchlický, besorgt wird), und eine Auswahl der „Lieder des Ghetto“ in russischer Übertragung, die in einer von Maxim Gorki herausgegebenen Sammlung Aufnahme finden wird.

aus dem sie hervorgewachsen sind. Es dürften einige Bemerkungen darüber um so angebrachter sein, als mit dem vorliegenden Buch zum ersten Male der Versuch gemacht wird, ein ganzes Dichterwerk aus der „jüdischen“ Sprache ins Deutsche zu übertragen und in die deutsche Literatur einzuführen



Unter der „jüdischen“ Sprache versteht man den sogenannten „jüdisch-deutschen Jargon“ (zum Unterschied von anderen jüdischen Mundarten), das „Yiddish“, wie man es in England und Amerika nennt, Mame-Loschen* oder Prost-Jüdisch**, wie es bei denen heißt, die die Sprache sprechen.

Vielleicht ist bei manchen ein Mißverständnis möglich: Darum sei bemerkt, daß das „Jüdische“ durchaus nicht mit der königlichen Sprache der „Schrift“, mit dem Hebräischen, verwechselt werden darf. Beide Sprachen leben im jüdischen Volke: Das Hebräische aber — obwohl es die eigentliche Nationalsprache und in seinen biblischen Erzeugnissen Gemeingut ist — gehört in seinen heutigen literarischen Formen nur einem Bruchteil des Volkes. Es ist mehr eine Sprache der Gebildeten, allerdings eine Sprache, die in den letzten Jahrzehnten, neuerjüngt und angeregt und gestärkt durch die jüdische Renaissance unserer Tage, sich machtvoll zu entfalten beginnt. Unter der Feder ausgezeichneter Poeten, Essayisten und Publizisten ist das eherne, klangvolle Hebräische zu einer durchaus modernen Sprache geworden, die in mehreren Tagesblättern ebenso die Terminologie des Alltags zu finden weiß wie in den philosophischen Essays der Zeitschriften die Terminologie der Denker, und die in der Poesie den uralten Glanz und die Farbenpracht der Propheten mit dem Geist und dem Rhythmus unserer Zeit vermählt. Es gehört mit zu den großen Zwecken der zionistischen Freiheitsbewegung, die dem Volke eine Heimat schaffen will, der alten, ewig-jungen Nationalsprache eine Heimat im Volke zu schaffen.



Das „Jüdische“ aber ist die Sprache, die vom Volke, das ist von mindestens 6 bis 7 Millionen Juden, gesprochen wird. Es ist kaum einem anderen Umstande zuzuschreiben

* Mame-Loschen (russisch: mama, hebräisch: laschon) = Muttersprache.

** Prost-Jüdisch (russisch: prosto) = Schlicht-Jüdisch.

als der großen Scheu, die das westeuropäische Judentum vor einer Berührung mit dem östlichen empfindet, daß man bis in die neueste Zeit hinein kaum eine Vorstellung vom „Jüdischen“ hatte. Man hielt es im günstigsten Falle für ein entsetzlich verdorbenes Deutsch, meistens aber für ein häßliches Kauderwelsch, das sich am besten im Dunkel des Ghetto halten sollte. Weder das eine noch das andere ist das „Jüdische“. Es ist eine Sprache so gut wie eine andere, die vielleicht nur dem Ohr des Deutschen mißfällig klingt, der ungerne Laute seiner Sprache korrumpiert und in bunter Gesellschaft mit allerhand fremden Elementen vorfinden mag. Leider ist das „Jüdische“ aus den Gründen, die wir oben erwähnten, auch von der Wissenschaft bisher äußerst stiefmütterlich behandelt worden. Und doch wäre die Sprache die kostbarste Fundgrube für den vergleichenden Sprachforscher, den Kulturhistoriker und Völkerpsychologen. Wieder ist es das Verdienst der national-jüdischen Bewegung, daß man nunmehr damit beginnt, auch auf diesem Gebiete einem wertvollen Stück Judentum ans Licht zu helfen.



Hier nur einige kurze Andeutungen über diese Sprache und ihre Literatur*:

Die Anfänge des „Jüdischen“ liegen noch im Mittelalter. Es stammt vom Mittelrhein, und noch heute lassen sich viele Spuren dieser Herkunft aus Jargonworten und Wendungen deutlich erkennen. Seit seinem Entstehen bis auf den heutigen Tag ist das „Jüdische“ förmlich ein Wegweiser für die Schicksale des jüdischen Volkes. Als die Juden aus Deutschland in großer Menge nach dem Osten Europas wanderten, nahmen sie den fast deutschen Dialekt mit in die Länder des Volus und vermengten ihn im Laufe der Jahrhunderte mit einer großen Zahl hebräischer, slawischer und anderer Sprachelemente. Dabei erlitten die verschiedenen Sprachbestandteile eine bedeutende Veränderung. Sie wurden ebenso wie das deutsche Grundelement in ihren Formen teils durch eine willkürliche Konstruktion, teils durch eine neue Art der Aussprache umgestaltet. Manchmal wurden verschiedene Sprachelemente miteinander kombiniert, so daß sich neue Worte ergaben, manchmal die Flexion (z. B. aus dem Deutschen), manchmal der Satzbau (z. B. aus dem Hebräischen) für Konstruktionen der Gesamtsprache verwendet. Besonders charakteristisch für die Sprache ist, daß sie ebenso konservativ als flüssig und veränderlich

* Diejenigen, die Ausführlicheres über die „Jargon“-Literatur erfahren wollen, verweisen wir auf Wieners: „The history of Yiddish literature in the nineteenth century, London, Nimmo“, worin weitere Fingerzeige zum Studium des Gegenstandes gegeben sind. — Eine interessante philologische Studie über den „Jargon“ von Serzon ist in letzter Zeit bei Kaufmann, Frankfurt, erschienen.

ist. Wie sie einerseits deutsche Elemente bewahrt hat, die im Hochdeutschen längst verschollen sind und höchstens hier und da in einem versprengten Dialekt auftauchen, hat sie andererseits je nach den Ländern, in die sie verpflanzt wurde, und nach den Schicksalen, die ihre Träger trafen, neue Elemente aufgenommen. So hat sich wohl ein fester Kern des „Jüdischen“ gebildet, zugleich aber wuchsen aus ihm wieder einige Mundarten hervor, so daß es heute mehrere insbesondere durch die Aussprache und die neu aufgenommenen Bestandteile — allerdings nicht allzu wesentlich — voneinander unterschiedene Arten des „Jargon“ gibt, z. B.: den polnischen, litauischen, rumänischen, englisch-amerikanischen usw. Manchmal tritt diese Eigenart — die starre Altertümlichkeit und moderne Beweglichkeit — des „Jargon“, dieses wahrsten Begleiters Ahasvers, in den Schriften eines einzigen Autors bis zur Greifbarkeit deutlich hervor. Die Sprache Morris Rosenfelds z. B. geht aus vom litauischen „Jargon“, der schon an sich sehr reich ist, nimmt, dem Lebensweg des Dichters folgend, neue polnische Bestandteile auf und vermehrt endlich ihren Wortschatz um eine ganze Menge englischer Elemente — meistens Worte, die aus den Gewerben hergeholt sind, mit denen er in Berührung kommt. So finden wir in seiner Sprache neben der Mehrheit von Worten deutschen und hebräischen Ursprungs eine nicht unbedeutende Zahl solcher, die aus dem Russischen, Polnischen, Slawischen überhaupt, aus dem Englischen (z. B. boss = boss, meiner = miner, adwertaisen = advertise, appreeter = operator, dschodsch = judge, pennile = penny usw. usw.), sogar aus dem Lateinischen (impet = impetus) und aus dem Italienisch-Französischen (benschen = benedire, bénir) hergeleitet sind.



Die Literatur des „Jüdischen“ setzt schon im 15. Jahrhundert ein. Doch ist ihre Produktion in den Anfängen nicht sehr bedeutend. Sie dient den Zwecken des religiösen Lebens, des Kultus und der Zeremonien, der leichten Unterhaltung und den Geschäftsbedürfnissen. Vor allem ist der „Jargon“ die literarische Sprache der Frauen. In ihren „Andachtsbüchern“ finden sie die Gebete, die sie mit Gott „auf du und du sein lassen“, aus den Maasse- (Geschichten-) Büchlein befriedigen sie ihr kleines Bedürfnis nach Unterhaltung. Nebenher aber findet schon in den ersten Zeiten die Literatur eine ungemein wertvolle Bereicherung durch eine Fülle von Sagen, Märchen, Legenden und Volksliedern, die natürlich anonyme Dichter haben und deren Produktion fast bis in unsere

Tage hineinreicht, die aber leider, wie man aus vielen Fragmenten und Andeutungen schließen muß, heute nur zum geringeren Teile mehr erhalten sind.*



Der Anfang der jüdischen Literatur aber fällt in die letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts. Es ist hier nicht der Ort, diese Literatur eingehend zu würdigen. Es sei nur gesagt, daß der „Jargon“ in dieser Zeit eine Reihe von Dichtern und Schriftstellern hervorgebracht hat, die ihn zum Range einer literarischen Sprache erhoben haben, und die es verdienen, auch in den Kreis der allgemeinen Literatur gezogen zu werden. Die besten Namen des „Jargon“ sollen wenigstens genannt werden: Schalom Jakob Abramowicz (Mendele Mocher S'forim), der Klassiker der „jüdischen“ Prosa, Scholem Alejchem, hervorragend in der humoristischen Kleinmalerei, Spector und Dienesohn, die die schlichte Erzählung meistern, D. Pinski, der als Erzähler und als Dramatiker Wertvolles geleistet hat. Der bedeutendste Dichter der „jüdischen“ Prosa aber ist J. L. Perez, der modernste und feinste, der am tiefsten in die jüdische Volksseele geblickt hat. Neben diesen Männern, die zum Teil auch Hervorragendes in der hebräischen Literatur geleistet haben, wirkten und wirken noch viele andere ältere und jüngere Literaten, die hier nicht alle aufgezählt werden können.



Derjenige, der den „Jargon“ zuerst für die Poesie erschlossen hat, ist S. Frug (auch als russischer Dichter bekannt), dem sich Perez u. a. zugesellten. Ihren Gipfelpunkt aber erreichte die jüdische Poesie mit Morris Rosenfeld.

Er hat den „Jargon“ als poetische Sprache gemeistert wie keiner vor ihm und hat ihm eine Reihe neuer Motive eröffnet, vor allem das spezifisch jüdisch-soziale, das vor ihm nur

* Man hat u. a. in allerletzter Stunde begonnen, die jüdischen Volkslieder in Rußland, die noch im Volke leben, zu sammeln. Der erste Teil dieser Sammlung, der einige hundert Stück (ohne die sehr interessanten Melodien) enthält, birgt eine Fülle kostbaren historischen, sprachwissenschaftlichen und nationalen Materials. Die Sammlung erschien im Verlage des „Woschod“, Petersburg.

ganz vereinzelt Perez und Pinski verwendet haben. Seine Diktion ist durchaus edel und geschmeidig. Klagten vor ihm noch die Poeten des „Jargon“, daß sie Mühe hätten, sich die Sprache dienstbar zu machen, so ist sie ihm ein Instrument, dem er alle Töne entlocken kann. Ihm gelingt die Plastik der Bilder, die rauschendsten und die zartesten Rhythmen weiß er zu formen, und für die tiefsten und schlichtesten Gedanken findet er den Ausdruck. Vor allem aber meistert er die Klangmalerei: Wenn er z. B. das Wüten des Sturmes schildert:

„Es wojet, es mojet meschune der wind . . .

Es ssappet der Kessel, es hužet der komen . . .

oder freundliche Bilder zeichnet — das lichte Gotteshaus:

„In schul is itzt zichtig un' lichtig un' fein“

oder die schimmernden Chanukka-Lichter:

„Wenn ich seh aich schminklendig

Kummt a cholem finklendig. . .“

Unstreitig, daß er der Meister der Ghetto-Poesie ist. — — — — —



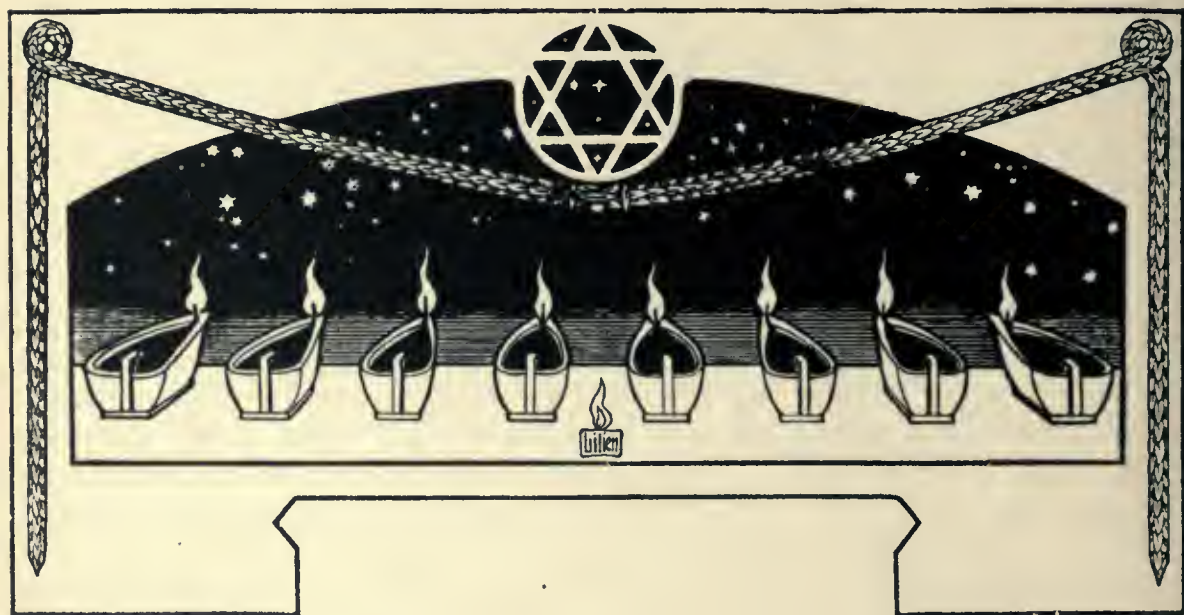
Und nun seien zum Schlusse noch elnige Worte zum vorliegenden Buche gestattet, das eine Sammlung ausgewählter (zum Teil aus dem Manuskript übersehener) Gedichte enthält. Zunächst zur Übersehung: Sind poetische Übertragungen an und für sich eine schwierige Sache, so vervielfachen sich diese Schwierigkeiten um ein Bedeutendes bei einer Übersehung aus dem „Jüdischen“. Man wird das leicht verstehen, wenn man daran denkt, aus wieviel Bestandteilen die Sprache sich zusammensetzt, die eine Fülle ebensowohl von Synonymen als von feinsten Nuancen erzeugen und manchmal ihre spezifische Ghetto-Note haben, nicht zu reden davon, daß der „Jargon“ in seinen Kreis eine Unzahl von Begriffen des jüdisch-religiösen und zeremoniellen Lebens zieht, die sich geradezu dagegen sträuben, in das Gewand einer anderen Sprache gekleidet zu werden. Diese Schwierigkeiten erhöhen sich noch, wenn man — wie etwa bei einer Übersehung ins Deutsche — das philologisch-verwandtschaftliche Moment nicht außer acht lassen will. Vielleicht wird man sich dies alles bei einer Beurteilung dieses ersten Versuches, ein Werk des „Jargon“ ins Deutsche zu übertragen, vor Augen halten. Der Überseher kann für seine Person nur hinzufügen, daß er viel guten Willen und Fleiß an die Sache

gewandt hat, und auch das, daß ihm die seelische Anteilnahme für die Persönlichkeit und das nationale und soziale Empfinden des Dichters die Arbeit sehr erleichtert hat.

In prächtigem Gewande gehen die Lieder, die im Dunkel und in der Not entstanden sind, in die Welt. Der Künstler, der dieses Buch illustriert hat, und der Übersetzer sind dem Verlage dafür um so dankbarer, als er damit dem Bestreben einer Gemeinschaft von jungen Juden entgegenkommt, die dem westeuropäischen Judentum und auch der nichtjüdischen Öffentlichkeit, die dafür Interesse hat, die Erzeugnisse der modernen national-jüdischen Kultur, vor allem der Literatur und Kunst, in schönen Formen erschließen möchte. Als einen kleinen Beitrag zu diesem großen Unternehmen mag man dieses Buch aufnehmen.

Glion sur Territet, im August 1902.

Berthold Felwel.



Lieder der Arbeit.



Mein Lied.

O glaubt, kein goldnes Instrument
Stimmt meine Kehle zum Singen.
O glaubt, kein Wink von oben läßt
Meiner Leier Saiten erklingen.

Doch der Sklave, der seufzt, und der
Sklave, der stöhnt,

Der weckt in mir die Lieder,
Und flammend erwacht in mir ein Sang
Für meine armen Brüder.

Dafür vergeh' ich vor meiner Zeit,
Dafür verbrauch' ich mein Leben,
Was können mir für einen Dank
Die armen Leute geben?

Sie geben für Tränen Tränen her,
Sie können nicht anders mich lohnen, —
Ich bin ein Tränen-Millionär
Und beweine die Millionen . . .



Die Werkstatt.

Es sausen und brausen so wild die Maschinen,
 Es rauscht und schwirrt und surrt um mich her:
 Der Taumel verschlingt mich, mein Ich geht unter,
 Ich bin nur Maschine, Maschine, — nichts mehr.
 Arbeit auf Arbeit, — wer rechnet die Arbeit?
 Ich schaffe und schaffe und schaff' ohne Zahl:
 Wofür? Und für wen? Ich weiß nicht, ich frag' nicht, —
 Denkt denn auch eine Maschine einmal? . . .

Tot jedes Gefühl, tot jeder Gedanke:
 Die blutig-grausame Arbeit erschlägt
 Das Edelste, Beste, das Reichste, das Höchste,
 Das Schönste, was Menschenherzen bewegt.
 Es schwinden Sekunden, Minuten und Stunden,
 Und Tage und Nächte ziehn pfeilschnell hinweg:
 Ich treibe das Rad, als wollt' ich's erjagen,
 Und jage drauf los, ohne Sinn, ohne Zweck.

Die Uhr in der Werkstatt, die steht nicht stille,
 Zeigt an und tickt und schlägt und weckt.
 Mir sagte einst einer die eigne Bedeutung,
 Die in dem Ticken und Schlagen steckt.
 Fast traumhaft kommt mir ein seltsam Erinnern:
 Die Uhr weckt Geist und Lebensbegehrt

Und lehrt — doch was? — Ich hab' es vergessen,
O fragst nicht, — ich bin nur Maschine, — nichts mehr.

Es tickt und schlägt, es kreisen die Zeiger ...
Doch horch — was klingt dort her von der Wand?
„Rege dich!“ ruft der ruhlose Pendel,
„Rascher, rascher rühre die Hand!“
Die Zeiger gleichen zwei bösen Augen,
Die lauernd auf mich hinuntersehn,
Und jeder Schlag ist wie Meisters Schelten:
„Maschine,“ schreit es, „du hast zu nähn!“ — —

Nur dann, wenn langsam verrauscht das Getümmel
Und der Meister fort ist, — zur Mittagszeit, —
Da kommt wieder Klarheit in meine Sinne,
Ich fühl' meine Wunden, es regt sich mein Leid,
Und bittere Tränen und heiße Tränen
Benetzen mein mageres Mittagsbrot, —
Es würgt mich, ich kann nicht mehr essen, ich kann nicht!
O schreckliche Arbeit! Entsetzliche Not!

Es scheint mir die Werkstatt zur Mittagsstunde
Ein Schlachtfeld, auf dem das Kämpfen ruht:
Ringsum im Kreise, da liegen viel Tote,
Es schreit von der Erde zum Himmel ihr Blut.
Ein Weilschen — dann läutet die Glocke zum Sturme,
Die Toten erwachen, anhebt die Schlacht,
Es kämpfen die Körper für Fremde, für Fremde,
Und streiten und fallen und sinken in Nacht.

Ich blick' auf den Kampfsplatz mit bitterem Zorne,
 Mit Schreck und mit Haß und mit höllischer Pein,
 Die Uhr — jetzt versteh' ich sie richtig — sie weckt mich:
 „Genug schon der Knechtschaft! Ein Ende muß sein!“
 Sie weckt meine Sinne und reizt die Gedanken
 Und zeigt mir, wie eilends die Stunden entfliehn:
 Ein Elender bin ich, solange ich schweige,
 Verloren, solange ich bleib', was ich bin.

Der Mensch, der in mir geschlafen, erwacht jetzt,
 Der Knecht, der in mir gewacht hat, schläft ein.
 Jetzt ist die richtige Stunde gekommen!
 Genug schon des Elends! Ein Ende muß sein! . . .
 Da plötzlich — ein Pfiff — der Meister — ein Lärmen —
 Die Schlacht hebt an — es wogt um mich her —
 Der Taumel verschlingt mich — ich weiß nichts —
 mich schert nichts —
 Ich bin nur Maschine, Maschine, — nichts mehr. . .



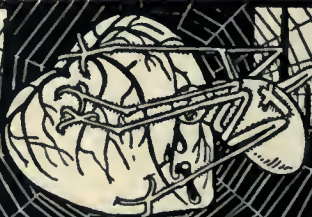
Lied der Arbeiter.

Wir scharren die Arbeit
Mit „Scharrer“-Maschinen
Und scharren viel Schätze hinein.
Doch was wir da schaffen
Und was wir vollbringen,
Und was wir erraffen
Und was wir erringen,
Ist Hunger und Elend und Pein.
Wir scharren und scharren
Und hoffen und harren:
Was hilft es uns Narren? —
Man narret uns doch!
Wir scharren und scharren,
O, bis wir erstarren
Und fallen im Joch.

Wir singen und treiben
Die „Singer“-Maschinen, —
Dem Meister das Liedel gefällt,
Das Lied von der Flut
Der Tränen, die rinnen,
Von Kleidern mit Blut

„Scharrer“- und „Singer“-Maschinen — im englisch-amerikanischen
Schneidereibetrieb bekannte Fabrikate.

Und Flüchen darinnen,
Von einer gar traurigen Welt.
Das Rad wird geschwungen,
Das Lied wird gesungen
Von Alten und Jungen:
Wir brauchen die Lungen
Den Reichen zur Macht und zur Pracht.
Wir singen und singen,
O, bis uns verschlingen
Die Schatten der Nacht.



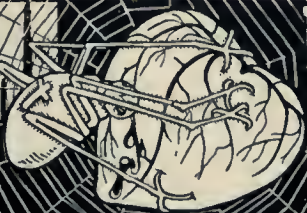
Lieder von der Armengass'.

Die Lieder von der Armengass',
Ein bitterwehes Singen!
Was werden meine Augen naß?
Was stockt mein Atem? Was werd' ich so blaß?
Das Herz will schier zerspringen.
Das ist, — es zog vorbei ein Klang,
Vorbei ein Armengassen-Sang.

„Rosinen und Mandeln“ — ihr kennt das Lied,
Die Mutter singt's an der Wiege.
Ihr Aug' ist so müd, das außs Kindlein sieht,
Sie selbst ist so elend — und singt doch das Lied
Von der „goldenen, goldenen Ziege“.
Und das Kind ist krank, und der Mann ist tot —
Rosinen im Lied und im Stübchen kein Brot.

Dort singen Kinder einen Sang
Mit unschuldsvollen Mienen.
Du junges Lied! Es währt nicht lang,
So wird verschlingen den reinen Klang
Das wirre Gebraus der Maschinen.
Jäh wird verstummen im Lärm der Fabrik
Des süßen Kindermunds Musik.

Das Lied von den „Rosinen und Mandeln“ und der „goldenen Ziege“
= ein bekanntes jüdisches Volkslied.



Der „Badchen“ singt ein lustig Stück
 Dem jungen Hochzeitspaare.
 Ihr armen Kinder der grauen Fabrik,
 Ihr kehret schon morgen zur Werkstatt zurück
 Und bleibt dort alle Jahre.
 Der „Badchen“ singt mit lachendem Mund —
 Ich möchte weinen aus Herzensgrund.

Dort steht an der Presse ein blasser Mann
 Und preßt und summt ein Liedel,
 Ich staun', wie der noch singen kann —
 Weh mir! Da grinst der Tod mich an,
 Er spielt auf der Sterbefiedel — —
 Noch einen Tag und noch eine Woche,
 Dann fällt der Blasse unterm Joch.

Du Lied, das in der Gass' erschallt,
 Du Lied voll Leid und Schrecken!
 Mich packt des Hasses wilde Gewalt,
 Das Auge brennt, die Faust ist geballt,
 Das Elend niederzustrecken.
 Zuviel der Not, zuviel der Pein
 Schließt diese enge Gasse ein.



„Badchen“ = Spasmacher bei jüdischen Hochzeiten, traditionelle Figur.

An der Nähmaschine.



An der Nähmaschine.

Seht euch den blassen Gesellen an,
Verbraucht ist seine Kraft.
Doch Stund' um Stund' und Tag um Tag
Er sitzt und näht und schafft.

Viel Monde kommen und ziehen dahin,
Und Jahr um Jahr vergeht, —
Mit krummem Rückgrat, der blasser Gesell,
Er sitzt und näht und näht.

Es perlt der Schweiß von der heißen Stirn,
Die Wangen sind bleich wie der Tod,
Ich fühl's, hier schafft nicht Körperkraft,
Hier lebt und treibt nur die Not.

Manch heißen Tropfen saugt gierig die Naht,
— Sein Aug' wird nicht tränenleer —
Und die er näht, von früh bis spät,
Die Kleider sind tränen schwer . . .

Wer kündet grause Zukunft mir?
Wie lange der bleiche Mann
Noch jagen mag das furchtbare Rad?
Wer weiß das Ende, sagt an?

Ich weiß es nicht. Doch weiß ich wohl:
Wenn den — ob früh, ob spät —
Die Arbeit erschlägt, — sitzt ein anderer da
Und näht und näht und näht . . .

Die Nachtigall zum Arbeiter.

Schön Sommer ist heut, schön Sommer ist heut!

Hörst du mein zärtliches Locken?

Vom tiefblauen Himmel Goldsonne blinkt,

Luftvölkchen im Walde schmettert und singt,

Froh summt es auf blühenden Glocken.

Es plaudert die Quelle und murmelt der Teich

Und prangen die Blümelein wunderreich — —

Gefelle, — genug schon geschuftet!

Steh auf! Nings bligt es von eitel Freud:

Schön Sommer ist heut, schön Sommer ist heut,

Es klingt und leuchtet und duftet!

Ein jedes atmet, ein jedes genießt,

Es fragen nur alle, wo du noch bist.

Dein Teil ist ja da, dein Teil ist voran,

So nimm ihn, greif zu, du Arbeitsmann!

Schön Sommer ist jetzt, schön Sommer ist jetzt!

Der Schmetterling tanzt in den Lüften,

Der köstliche Silberregen sprüht,

Es funkeln die Berge, von Golde umglüht,

Es wogt von wonnigen Düften.

Und lieblich erschallen Schäferschalmei'n,

Der Hirt ruft die Hirtin zum Stelldichein,

Die heilige Zeit ist erschienen.

Nun rasch ein Ziel der Arbeit gesetzt!

Schön Sommer ist jetzt, schön Sommer ist jetzt.
 Ein Weilchen laß ruhn die Maschinen!
 Du hast so lang und so bitter geschafft,
 So töricht verbraucht deine eiserne Kraft, —
 Nun trink aus dem Becher der Freude — doch schnell!
 Lern' endlich, was Leben heißt, blasser Gefell!

Schön Sommer ist da, schön Sommer ist da!
 Hab's lange genug nun gesungen!
 Bald, bald ist vorüber auch meine Zeit,
 Vom kahlen Zweige die Krähe schreit,
 Und das heilige Lied ist verklungen.
 Noch sing' ich dir, Freund, vom blühenden Baum,
 Von Freiheit und Liebe den goldenen Traum,
 Da sollst du nicht länger dich sträuben!
 Noch leuchtet und duftet es fern und nah,
 Schön Sommer ist da, schön Sommer ist da, —
 Doch wird es nicht immer so bleiben.
 Denn so wie du, den die Arbeit zermürbt,
 Welkt endlich alles, verdirbt und stirbt: —
 Nur Augenblicke sind Leben und Zeit —
 Versehn den Moment, heißt verloren den Streit.



Das Lied der Not.

Es feucht meine Brust, die schwache,
Ich arbeite schweigend drauf los,
Und ob ich todelend mich mache,
Ich brüte nicht Haß und nicht Rache, —
Das Weh nur im Herzen ist groß.

Die Augen, die müden, die franken,
Sie füllen mit Tränen sich jäh:
Da drängen sich hastig zusammen
Die letzten verzweifelten Flammen,
Das letzte glühende Weh.

Es glühen und flammen die Wunden.
Ich sitze im dumpfen Loch
Viel träge schleichende Stunden,
Die Arbeit hält mich gebunden
Im eisernen, zwängenden Joch.

Und bin ich endlich zu Hause,
Nachdem ich mit Müh' und Not,
Zerschlagen, zermürbt, zerbrochen,
Heimschleppte die müden Knochen,
Dann fall' ich hin wie tot.

Mein krankes Weib liegt im Bette
 Und schläfert den Kleinen ein.
 Sie summt ganz leise, leise
 Dem Kind eine Schlummerweise,
 Mein Husten klingt heiser darein.

Ich denk' mir — und möchte weinen:
 Wenn heut mich trifft der Tod,
 Was soll aus ihnen werden,
 Wen haben die Armen auf Erden,
 Wer schafft ihnen Bett und Brot?

Die beiden, wo nehmen sie morgen
 Auch nur das kleinste Geld,
 Wer wird ihnen leihen und borgen,
 Wer schützt sie vor Not und Sorgen, —
 Wer schert sich um sie in der Welt?

Ich denke und denke — da faßt mich
 Der Schlummer... Ein kurzes Glück!...
 Im Osten lichtet's sich wieder,
 Ich schleppe die zitternden Glieder
 Zur dumpfen Werkstatt zurück.



Wohin?

An ein Mädchen.

Wohin, wohin, mein schönes Kind?
Noch liegt die Welt in Nacht und ruht.
O sieh, so still ist's ringsherum,
Die Straßen und Gassen stehen stumm, —
Jetzt wär' der Schlaf so süß und gut.
Die Blumen ihre Köpfschen neigen
Und träumen . . . Alle Nester schweigen . . .
Doch du — wo treibst dich hin der Wind,
So früh, so früh, mein liebes Kind,
Eh' noch der Tag erschienen?
„ . . . Ich geh' verdienen.“

Wohin, wohin, mein schönes Kind?
Es ist so öd und ist so kalt.
Schon liegt die Nacht auf Stadt und Feld,
Und alles ruht, es schweigt die Welt, —
Dein schwacher Fuß verirrt sich bald . . .
Und hat der Tag dir nicht gelacht,
Was kann dir helfen denn die Nacht?
Sie ist doch taub und stumm und blind.
Wohin so spät, so spät, mein Kind,
Zitternde Hast in den Mienen?
„ . . . Ich geh' verdienen.“



Die Träne auf dem Eisen.



Die Träne auf dem Eisen.

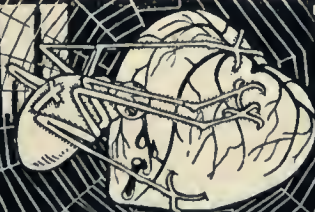
O, kalt ist die Werkstatt und finster dazu!
Ich bügler drauf los ohne Rast und Ruh'.
Mein Herz ist schwach, ich ächz' und hust',
Raum hebt sich meine kranke Brust.

Ich ächz' und hust' und bügler drauf los, —
Eine Träne fällt nieder, heiß und groß.
Das Eisen glüht, — die Träne mein,
Sie brennt und brennt und sickert nicht ein.

All meine Kraft ist längst verwandt,
Das Eisen entfällt der zitternden Hand.
Und doch — die Träne heiß und schwer,
Die Träne, die Träne brennt mehr und mehr.

„Ich frage dich, so tu' mir kund,
Mein Kamerad in trauriger Stund',
Sag' an, mein Freund in Not und Pein,
Du Träne, was sickerst du nicht ein?“

Bist du die letzte Träne, sag',
Die mir der Tag heut bringen mag?



Bist du ein Bote und kündest mir,
Viel andere Tränen kommen nach dir?
Und sag' auch dies, Genosse mein,
Wann endet all die Not und Pein?" . . .

Wohl mocht' ich erfragen noch viel mehr
Bei meiner Träne heiß und schwer.
Da drängt sich's im Auge mit wilder Glut,
Es stürzen die Tränen in jäher Flut,
Tränen auf Tränen . . . Da wußt ich gleich:
Gar tief ist noch der Tränenteich.



Verzweiflung.

O, darf man nicht ruhen, von Not und Plag',
 Von der Fronde befreit, einen einzigen Tag?
 Vergessen des Herren böses Gesicht,
 Vergessen das harte Wort, das er spricht,
 Vergessen die Werkstatt, das wüste Geschrei,
 Vergessen die Hege, die Freiberei?
 „Vergessen und Ruhe? Ei Bester, ich mein',
 Gehst früh genug zur Ruhe ein!“

Die Bäume und Blumen verblühen gar bald,
 Bald schweigt der letzte Vogel im Wald,
 Bald ist ein Friedhof die ganze Natur —
 O, einmal möcht' ich, ach einmal nur
 Blumen mir pflücken am Feldestrain
 Und saugen die süßen Düste ein.
 „Aufs Feld verlang's dich, wo's grün ist und hell?
 Getrost, du kommst schon hin, Gefell!“

Es schimmert der See im Silberglanz,
 Es gleiten die Wellen im lieblichen Tanz.
 Dort unterzutauchen muß köstlich sein,
 Frischweg ins kühle Wasser hinein!
 Ich bin von der Arbeit so müd und wund,
 Das Wasser machte mich wohl gesund.
 „Ei, baden im See? Welch Zeitvertreib!
 Wart' doch, dir waschen bald andre den Leib!“

Die Werkstatt ist finster und rauchig und klein —
 Wie sollt' mein Gewand nicht schmutzig sein?
 Im häßlichen Loch ist mir Sauberkeit fremd.
 Und doch, wie lieb' ich ein weißes Hemd!
 Wie gerne mag ich die Bluse rein,
 Mein Schurz sollt' immer fleckenlos sein!
 „Ein reines Gewand begehrt du? Wie schnell
 Umhüllt dich ein weißes Linnen, Gesell!“

Wie prangt jetzt der Wald! Unterm schattigen Baum,
 Da träumt sich wohl leicht ein glücklicher Traum.
 Es singen und singen die Vögelein
 Und schläfern mit süßen Liedern dich ein.
 Im Saumel der Werkstatt, da glüht die Luft, —
 Ich lechze nach Kühle und Waldesduft.
 „Ei, Kühlung willst du? Was soll dir der Wald?
 Gar bald, mein Vester, bist selber du kalt.“

Was ist doch ein Freund für ein köstliches Gut,
 Im Schmerz unstre Hoffnung, im Leid unser Mut!
 Ein teurerer Freund verführt uns das Sein
 Und bringt erst die Würze ins Leben hinein.
 Doch ich bin verwaist — auf der Straße ein Stein —
 Kein Bruder, kein Freund, — bin einer allein.
 „Zahllose Freunde am stillen Ort,
 Sie rüsten sich schon und erwarten dich dort.“ ...



Der Geliebten.

O sei gesegnet, sei begrüßt,
Mein Glück, mein Trost, mein goldner Schein!
Du kommst zu mir, du möchtest gern
In meiner Werkstatt bei mir sein.

Mein gutes Kind, du kommst umsonst,
Die Werkstatt ist für dich kein Ort.
Hier glüht die Lust, hier rauscht der Lärm —
Mein armes Kind, geh wieder fort!

Ich darf dich, Liebste, hier nicht sehn
Und darf dich nicht umarmen — nein!
Verkauft ist alles: Hand und Aug'
Und Zeit und Kraft — nichts ist hier mein.

Wohl bin ich ohne dich wie tot,
Und dennoch heiße ich dich gehn.
Hier tobt der harte Kampf ums Brot:
Wer nicht verhungern will, muß nahn.

Komm später erst, komm zu mir heim,
Wenn längst begonnen hat die Nacht.
Dann bin ich frei, dann bin ich dein,
All meine Liebesglut erwacht.

Ich leg' mein Haupt an deine Brust
Und nehme deine Hände sacht,
Und still vertraue ich dir an,
Was mir der Tag an Leid gebracht.

Und meine Küsse hast du dann
Und meiner Tränen heiße Flut, —
All mein Vermögen schenk' ich dir,
Mein edelstes, mein größtes Gut

Mein schönstes Lied tritt vor dich hin
Und grüßt dich traut mit holdem Blick
Und jedes Wort, das du mir gibst,
Wird mir zum Klang und zur Musik.

Doch jetzt, Geliebte, mußt du gehn.
Hier hat die Liebe keine Nacht.
Sieh, unser Leben hebt erst an,
Wenn längst begonnen hat die Nacht.



Mein Kind.



Mein Kind.

Ich hab' ein Kindchen, lieb und zart,
Ein Knabe ist's gar fein.
Schau' ich ihn an, so glaub' ich schier:
Die ganze Welt ist mein.

Doch ach, ich seh' mein teures Kind
Nur selten, wenn es wacht;
Wenn ich es sehe, schläft's schon längst,
Ich seh's ja erst zur Nacht.

Die Arbeit treibt mich früh vom Haus
Und bringt mich spät zurück. —
O, fremd ist mir mein eigen Blut,
Fremd meines Kindes Blick.

Voll Angst und Sorge eil' ich heim,
— Die Nacht ist kalt und trüb —
Mein blasses Weib empfängt mich froh:
„Er war so süß, so lieb,

Wie nett er spricht! Wie klug er fragt:
„O Mama, gute Ma,
Wann kommt und bringt den Penny mir
Der gute, gute Pa? . . .“

Ich hör's und bin beim Bettchen schon:
 Es soll, es muß geschehn?
 Mein Vaterherz ist übergelb:
 Es muß mein Kind mich sehn! . . .

Und steh' bei seinem Bettlein dort
 Und seh' und hör' und — ah!
 Im Traum bewegt's die Lippen leis:
 „O, wo ist, wo ist Pa?“

Ich küß die blauen Augelein,
 Sie öffnen sich — „Mein Kind!“ —
 Sie sehen mich, sie sehen mich
 Und — schließen sich geschwind.

„Da steht dein Pa, mein süßes Kind!
 Da nimm den Penny, da! . . .“
 Im Traum bewegt's die Lippen leis:
 „O, wo ist, wo ist Pa? . . .“

Mir ist so bitterweh zu Mut,
 So weh, — mein Herz wird schwer:
 „Mein Kind, mein Kind, einst wachst du auf
 Und findest Pa nicht mehr!“ — — —



Die Landstreicher.

Armselig Bettlervolk, das vor dem Richter steht!
 Armselig Judenpack! Aus ihren Augen steht
 Die Angst des mitleidlos gehegten Wildes.
 Schaut sie euch an und schauert ob des Bildes!
 Sechs Menschen von der grausen Not zerbrochen,
 Der Vater sterbenskrank, kaum mehr als Haut und
 Knochen,

Die Mutter krank, und krank die armen Kleinen,
 Die, an der Mutter Rock geklammert, kläglich weinen,
 Wie sie mit hartem Blick der Richter mißt!
 Was glaubt ihr wohl, das ihr Verbrechen ist?
 Als Vagabunden ziehn sie durch die Welt.
 Nicht eine einzige Kopeke Geld,
 Kein Heim, kein Bett — sie haben nur allein
 Als Kissen für die Nacht den Straßenstein.
 Wie sie der Richter mißt mit hartem Blick!
 O, aus der Miene ahnen sie schon ihr Geschick!
 Sie konnten nur zu oft schon solch Gesicht studieren,
 Sie kennen schon der Richter Worte und Manieren.
 Sie kennen auch die Strafe wegen Bettelei,
 Umherziehns in den Straßen und Landstreicherei.



Jawohl, 's sind Bagabunden. Die Gerechtigkeit
 Treibt sie von Dorf zu Stadt und treibt sie nah
 und weit,
 Und treibt sie krank und treibt sie ins Verderben,
 Treibt sie herum und läßt sie doch nicht sterben . . .

Die Mutter schweigt und rührt sich nicht . . .
 Der Vater aber schleppt sich vor und spricht:
 „Nicht wahr, Ihr werdet uns nicht weitertreiben?
 Seid gnädig, Herr, und laßt uns hier verbleiben!
 Die Stadt ist groß; ein freundliches Erbarmen
 Schenkt wohl manch' Stückchen Brot den Armen,
 Und auch ein Lagerplätzchen wird zu finden sein.
 Und bin ich erst gesund, dann rühr' ich mich allein
 Und kann, wenn Gott mir hilft, in allen Ehren
 Durch meiner Hände Kraft Weib, Kind und mich
 ernähren.
 Darum — seid gnädig, Herr! Und seid dafür gesegnet!“

Der Richter blickt den Juden finster an, da er entgegnet:
 „Wahrhaftig, alle schick' ich euch nicht fort.
 Ihr habt zu gehn mit Eurem Weib. Die Kinder dort,
 Die sollen in der Stadt im Waisenhaus verbleiben,
 Man wird sofort für sie den Platz verschreiben.“

Der Vater ist vor Schrecken stumm. Allein das Weib
 Fährt jäh empor. Mit vorgestrecktem Leib
 Schreit sie dem Richter zu: „Das wird nicht sein!
 Du kannst sie mir nicht nehmen, sie sind mein!“

Das wird dir Gott im Himmel nie vergeben:
 Nimmst du sie mir, so nimm mir erst das Leben!
 Mit meinem Herzblut hab' ich sie gesäugt,
 Ich hab' mich über sie des Nachts gebeugt,
 Mit meinem Leib sie vor dem Frost gewahrt,
 Und meine Krume Brot hab' ich für sie gespart.
 Ich werd' auch weiter für sie betteln — wie zuvor,
 Straßauf, straßab und Tor für Tor.
 Ich will ja nichts, jag' uns aus euren Gassen,
 Nur meine Kinder, Herr, mußt du mir lassen!" . . .

Der Richter winkt den Schergen, spricht kein Wort,
 Das Urteil ist gefällt, und er geht fort.
 Was schert's ihn, daß ein Mutterherz hier bricht? . . .

Fluch der Gerechtigkeit, die solches Urteil spricht!



Was ist die Welt?

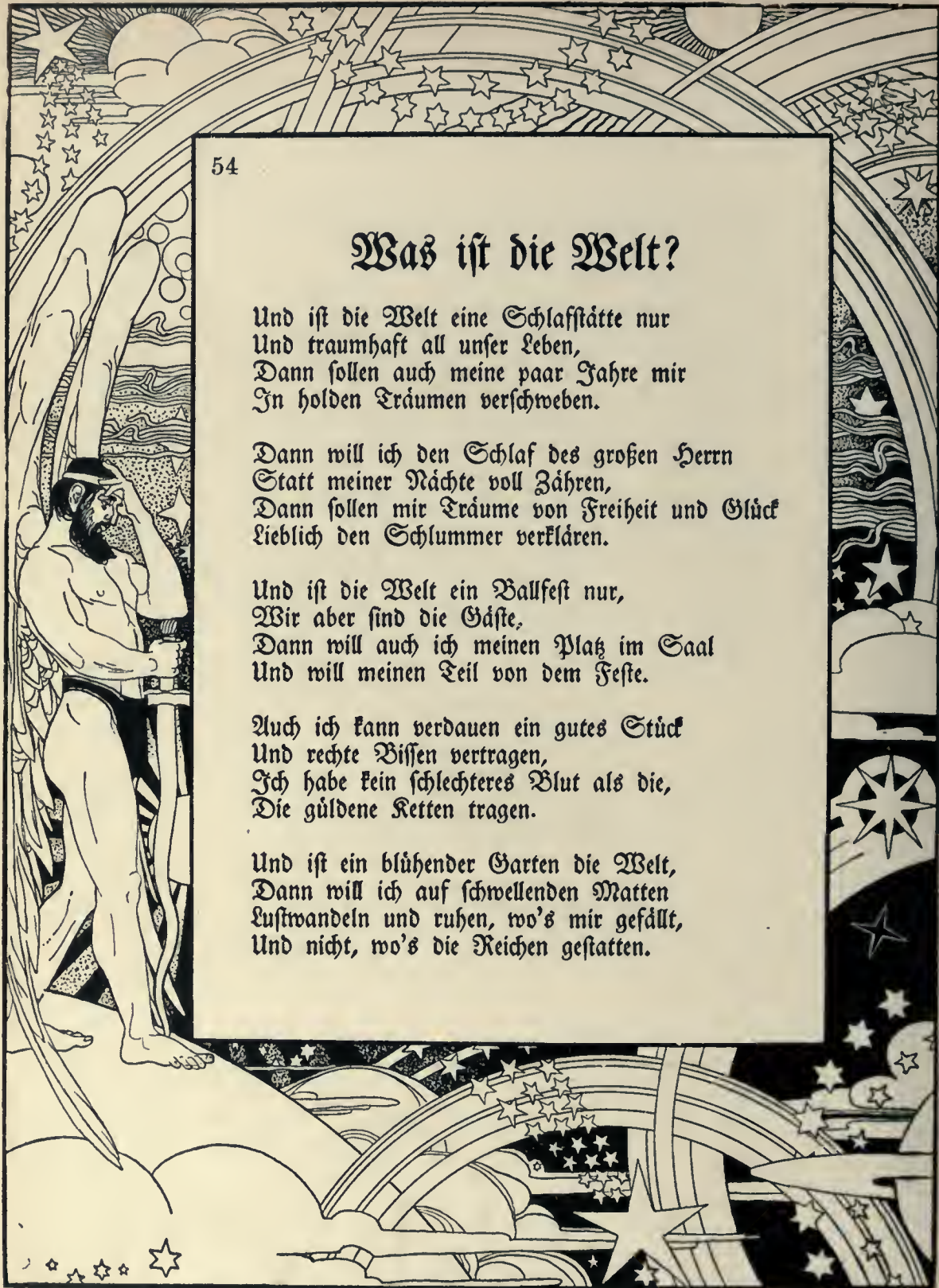
Und ist die Welt eine Schlafstätte nur
Und traumhaft all unser Leben,
Dann sollen auch meine paar Jahre mir
In holden Träumen verschweben.

Dann will ich den Schlaf des großen Herrn
Statt meiner Nächte voll Zählen,
Dann sollen mir Träume von Freiheit und Glück
Lieblich den Schlummer verklären.

Und ist die Welt ein Ballfest nur,
Wir aber sind die Gäste,
Dann will auch ich meinen Platz im Saal
Und will meinen Teil von dem Feste.

Auch ich kann verdauen ein gutes Stück
Und rechte Bissen vertragen,
Ich habe kein schlechteres Blut als die,
Die goldene Ketten tragen.

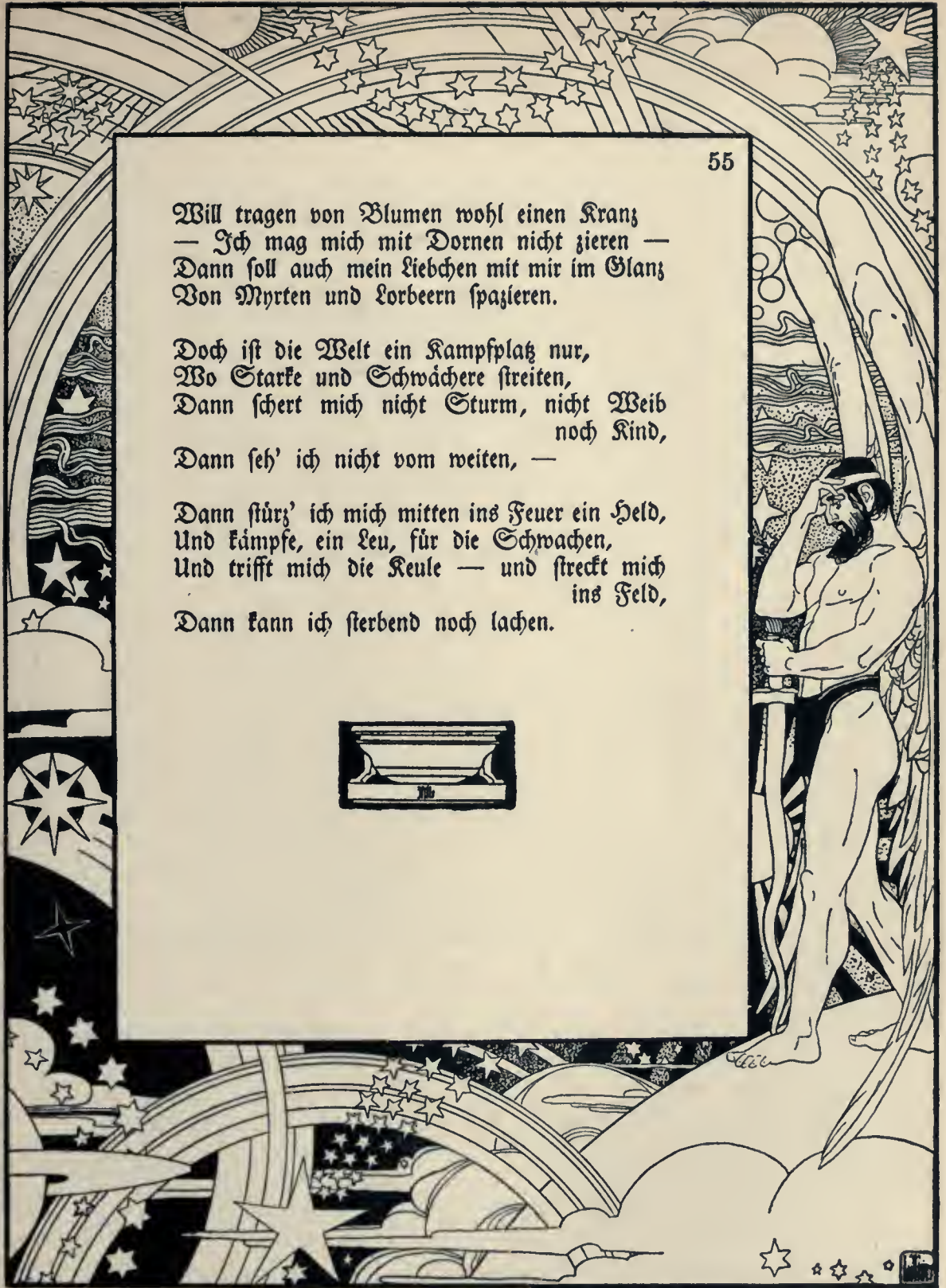
Und ist ein blühender Garten die Welt,
Dann will ich auf schwellenden Matten
Lustwandeln und ruhen, wo's mir gefällt,
Und nicht, wo's die Reichen gestatten.



Will tragen von Blumen wohl einen Kranz
 — Ich mag mich mit Dornen nicht zieren —
 Dann soll auch mein Liebchen mit mir im Glanz
 Von Myrten und Lorbeern spazieren.

Doch ist die Welt ein Kampfplatz nur,
 Wo Starke und Schwächere streiten,
 Dann schert mich nicht Sturm, nicht Weib
 noch Kind,
 Dann seh' ich nicht vom weiten, —

Dann stürz' ich mich mitten ins Feuer ein Held,
 Und kämpfe, ein Leu, für die Schwachen,
 Und trifft mich die Keule — und streckt mich
 ins Feld,
 Dann kann ich sterbend noch lachen.



Auf dem Totengarten.

Die Nacht ist stille. Es leuchtet der Mond,
Es schimmern und blitzen die Sterne —
Mich trägt der Traumgott durch Leben und Tod
In mitternächtige Ferne — — —

Das ist ein großes Leichensfeld:
Da ruhen so Gute wie Schlechte,
Begrabenes Glück, begrabenes Leid,
Der Herr ruht neben dem Knechte . . .

Nur manchmal rauscht ein Weidenbaum,
Der Wind spielt in den Zweigen . . .
Sonst weit im Feld kein Laut, kein Laut,
Die Toten, die Toten, sie schweigen . . .

Viel hundert Gräber, kalt und stumm.
Ich starr' sie an beklommen.
Viel hundert Gräber — sie scheiden sich wohl —
Von Armen, Reichen und Frommen . . .

Der Wind streicht übers Leichensfeld,
Es rascheln die Blätter und Blättlein:
„Eine heilige Ruh' in den Gräbern euch,
Eine heilige Ruh' in den Bettlein!“

Mich packt ein Schauder. Der Traumgott spricht:
„Zur Rechten und Linken die Steine,



Betrachte die beiden Steine gut —
Verstehst du, was ich meine?"

Ich schau' mir wohl die Gräber an
Mit Staunen und mit Bangen:
Dies Grab ist nackt und ist so kahl,
Auf jenem viel Blumen prangen.

„Was ist dies Grab so nackt und kahl?“
— Der Traumgott fährt fort zu fragen —
„Was prangen auf jenem der Blumen so viel?
Hör' wohl, ich will es dir sagen:

Der unterm Blumenhügel ruht,
Das war ein Leuteschinder,
Er hat gemartert und ausgesaugt
Die armen Arbeitskinder.

Er trank dereinst nur Arbeiterblut
Und preßte die armen Sklaven,
Das machte reich, das machte stark,
Das machte fett den Braven.

Und aus dem Saft und aus der Kraft,
Die sie für ihn versprühten,
Da wuchsen die Blumen auf seinem Grab:
Das sind der Arbeiter Blüten.

Die sollten wohl blühen hier auf dem Grab,
Auf dem Arbeitergrabe, dem kahlen,
Sie sind gewachsen aus Arbeitermark,
Aus Blut und Tränen und Qualen."



Und heftiger weht der Wind übers Feld,
Vernehmlich rauscht's in den Zweigen:
„Gestohlen die Blumen hat jener dort,
Dem Armen hier sind sie zu eigen!“

Und wilder und wilder weht der Wind,
Und Sturm und Wetter kommen,
Und aus dem Rauschen und Brausen drohnt's:
„Bedankt euch dafür bei den Frommen!“

Und sieh — da klappt des Arbeiters Grab,
Es schreit in Sturm und Wetter
Der Tote: „Nicht nur die Blumen sind mein,
Mein sind auch vom Sarge die Bretter,

Und nicht nur die Bretter, das Leichentuch auch
Ist mein, ich kann es beschwören,
Durch meine Arbeit hat er es nur —
Mir, mir soll alles gehören!“

Drauf schwingt er sich hoch empor in die Luft.
Es gellt sein furchtbares Schelten,
Er droht hinab mit geballter Faust:
„Das sollt ihr noch entgelten!“ — — —

Vor Schreck erwach' ich aus meinem Traum,
Noch hör' ich's durchs nächtliche Schweigen:
„Nicht nur die Blumen sind mein, sind mein,
Nein, alles ist mir zu eigen.“ . . .



Lieder des Volkes.



Juda.

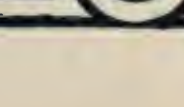
Nein, nein, ich mag kein Gnadenleben
Mir feig erbetteln im fremden Land.
Noch schlingt um mich und meine Heimat
Sich wunderstark der Liebe Band.

Noch leuchten auf die müden Augen,
Denk' ich des Glücks vergangner Zeit:
Aus jeder Scholle sog ich Frieden,
Ich wußte nichts von Haß und Neid,

Ich kannte nicht das grause Elend,
Nicht hat die Not nach mir gezielt, —
Am sonnigen, lachenden Jordansufer
Hab' ich gesungen, gejauchzt, gespielt.

Ich hütete friedlich meine Schafe,
— Viel Träume zogen durchs fromme Gemüt —
Jerusalajims schönste Blume
Hat lieblich neben mir geblüht.

Noch schlägt mein Herz in stolzen Schlägen,
Denk' ich des Glücks vergangner Zeit:
Mir ist, ich hör' die Toten reden
Von ferne her, so weit, so weit . . .

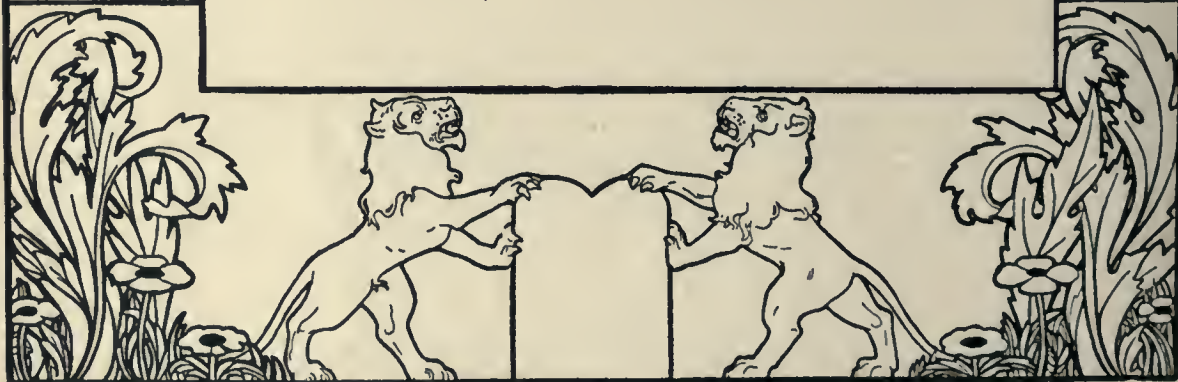


Vertraute Stimmen hör' ich wieder
 Und hör' sie rufen: Komm zurück! —
 Da glimmt, da flammt empor im Herzen
 Die Hoffnung auf ein neues Glück:

Sieh! Saron blüht, es grünt der Karmel,
 Vom Libanon grüßt junger Schnee;
 Durch weiche Lüfte ziehen Lieder
 Und alles lebt, so schön wie je.

So träum' ich . . . Träume? Nein, ich schwör' es:
 Solang mein Arm sich rühren kann,
 Nehm' ich von dem, der mich verachtet,
 Auch nicht das kleinste Plätzchen an.

Nein, nein, ich mag kein Gnadenleben
 Mir feig erbetteln im fremden Land;
 Noch schlingt um mich und meine Heimat
 Sich wunderstark der Liebe Band.



Das Volk des Herrn.

Bekümmert und voll Zweifels bleib' ich stehn:
 Hier führt der eine Weg und dort der andre.
 Von oben hör' ich eine Stimme schallen: „Wandre!“ —
 „Wie du befehlst, mein Herr — doch wo, wo soll
 ich gehn?“

Ich weiß nicht, welcher Weg mich führt dahin,
 Wo endlich meine Sonne hell wird scheinen,
 Wo sich in Liebe die Getreuen alle einen,
 Ich weiß nicht, welcher Weg mich führt dahin.

Es klopft mein Herz, ich bin so zweifelsbang.
 Raum trag' ich mehr die Fährnis und Beschwerde,
 Raum hebt mein wandermüder Fuß sich von der Erde,
 Und beide Wege künden schweren Gang.“ . . .

Doch: „Wandre!“ ruft's. Da hab' ich mich ermannt:
 „Geh' ich zum Ziel? Werd' ich im Wege irren?
 So magst du, Vater, denn die Pfade mir entwirren —
 Ich gebe mich, mein Gott, in deine Hand.“

Du führtest mich dereinst durch Meeresflut
 Und bahntest mir durch Wüsteneien Straßen,



Du wirst auch jetzt mich nicht am Wege sterben lassen,
Du nimmst den Wanderer in deine Hut.

Und so, mein Gott, getreu dir zugewandt,
Nehm' ich getrost den alten Wanderstecken.
Und mögen Stein und Dorn die Wege mir bedecken,
Mein Herr und Gott, ich bin in deiner Hand."



Das Messen der Gräber.

Seht — voraus die alte Mine
Und dahinter humpelt Pessie.
Mine weint und sagt die Sprüche,
Pessie aber spannt die Schnur.

Und es fallen aufs Gebetbuch
Große, stille, heiße Tränen —
Flüsternd, zitternd, kaum vernehmlich,
Tiefbetroffen betet Mine:

„Starker Herr du aller Welten!
Deine Dienstmagd, schwach und arm,
Mißt die ruhigen Gezelte,
Der Gerechten stille Gräber.

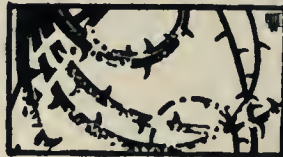
All die stillen Grabeshügel
Meß ich, guter Gott, zur Stunde,
Wo da rufen deine frommen,
Deine heißgeliebten Kinder,

Messen der Gräber — eine in Polen und Litauen herrschende alte jüdische Sitte. Frauen, denen ein Familienmitglied oder sonst ein Nahestehender erkrankt ist, „messen“ mit einem Faden die Gräber der Frommen. Dieser Faden wird dann als Docht für Kerzen verwendet, die sie der Synagoge oder dem Bethaus ihres Ortes spenden.

Die vor deinem Thron dort oben
Ihre schönsten Lieder singen,
Jeder Lieder seiner Heimat,
Die er singt im ew'gen Traum.

Und vom Garn, das jetzt gelegt wird,
Wird in Ehrfurcht und Ergebung
Deine Pessie Lichter machen:
Um zu lernen deine Lehre,

Dich zu bitten um Erbarmen,
Daß du endlich sollst erschauen
Jakobs Tränen und erhören
Judas Schmerzensheißes Beten."...



Sturm.





Sturm.

Der höllische Sturm rast übers Meer.
 Hoiho! Wie er nach Beute lechzt!
 Ein Schiff! Drauf los! Doch das setzt sich zur Wehr,
 Es biegt sich und bäumt sich und stöhnt und ächzt.

Es frachen die Masten, wild flattern die Segel,
 — Jetzt fliegt es vorbei an dem tödlichen Riff —
 Sie kämpfen und streiten und raufen und ringen
 Auf Leben und Tod, der Sturm und das Schiff.

Jetzt muß es sich ducken, jetzt muß es sich stellen,
 Jetzt treibt es zurück, jetzt treibt es voraus,
 Jetzt ist es nur noch ein Spielzeug der Wellen,
 Die Wasser verschlingen's und speien es aus.

Es braust die See, aufstiegen die Bogen,
 Es dampft und kocht und siedet der Grund,
 Blut will der höllische Sturm, der Mörder,
 Ein grausiger Abgrund reißt auf seinen Schlund.

Da hört man ein Jammern, ein Schreien und Weinen.
 — Entsetzlich die Angst und schaurig die Not —
 Jedwedes betet zu seinem Gotte:
 „Rette uns, rette uns, Herr, vor dem Tod!“

Da wimmern die Kleinen und klagen die Weiber,
Und alles bekennt voll Reu' seine Schuld.
Es flattern die Seelen, es zittern die Leiber:
„Erbarme dich unser in deiner Huld!“ . . .

Dort unten, im Zwischendeck, nebeneinander
Sitzen zwei Männer, ruhig und stumm.
Sie sinnern nicht Rettung, sie falten die Hände,
Als wär' es friedlich und heiter ringsum.

Es brüllt die See, aufstiegen die Bogen,
Der Sturmwind hält heulend sein Schreckensgericht,
Es schnaubt der Kessel, es zischt im Kamine;
Sie schweigen und schweigen und rühren sich nicht.

Sie schauen dem Tode furchtlos ins Auge,
Sie rührt nicht des Sturmes teuflische Macht,
Es ist, als hätte das Grab sie geboren
In schreckensharter, finsterner Nacht.

„Wer seid ihr, sagt? Wer seid ihr, ihr Armen,
Die schweigen können in qualvollster Not,
Die keine Träne, kein Angstwort finden,
Indes seine Tore öffnet der Tod?“

Sagt, haben euch wirklich Gräber geboren,
Habt ihr nicht Eltern, Weib und Kind,
Nicht einen, dem um euretwillen
Eine Träne aus dem Auge rinnt?

Und habt ihr nicht ein Stückchen Heimat,
Kein freundliches Stübchen im Vaterhaus,
Daß ihr das Leben schweigend verachtet
Und schweigend anstarrt den Todesgraus?

Habt ihr denn keinen im Himmel droben,
Zu dem ihr betet in Not und Gefahr,
Kein Land, kein Volk, zu dem ihr gehörtet,
Kein Haus, keinen Herd und keinen Altar?"

Tief gähnt der Abgrund, aufstiegen die Wogen,
Es krachen die Falken, die Leiter bricht,
Es brüllt die See, es heulen die Winde, —
Und einer von den zweien spricht:

„Uns hat nicht der schwarze Friedhof geboren,
Und unsre Wiege war nicht das Grab,
Uns schenkte ein guter Engel das Leben,
Und Liebe und Treue uns zärtlich umgab.

Eine teure Mutter hat uns erzogen
Und hat uns voll Liebe ans Herz gedrückt,
Uns küßte und koste ein gütiger Vater
Und hat uns voll Lust in die Augen geblickt.

Wir hatten ein Haus — doch das Haus ist
zerbrochen,
Und unser Heiligstes hat man verbrannt,
Das Liebste und Beste — verwandelt in Knochen,
Die Lehten grausam gejagt aus dem Land.

O, unser Land, es läßt sich erkennen:
Die Spuren sind da von Elend und Not,
Von wilden Hegen, von Sengen und Brennen,
Von Judenverfolgung und Judentod,

Und wir sind Juden, armselige Juden,
Ohne Freund, ohne Freud', ohne Hoffnung auf Glück,
Fragt uns nicht mehr! — Doch wollt ihr es wissen:
Amerika treibt uns nach Rußland zurück.

Es treibt uns dahin, woher wir geflohen
— Wir sind ja nur Juden und haben kein Geld! —
Doch nun, was sollen wir noch erhoffen?
Was soll uns das Leben, was soll uns die Welt?

Ihr habt wohl Grund zum Weinen und Beten
Und mögt euch entsetzen vor jähem Tod,
Habt alle ein Heim, darinnen zu wohnen,
Euch jagt übers Meer nicht die grausame Not.

Doch wir sind verloren, verlassen wie Steine,
Die Erde gibt uns kein Fleckchen frei,
Wir fahren. Doch keiner erwartet uns drüben,
Vielleicht wisset ihr, wohin fahren wir zwei?

Mag's brausen und brüllen und sieden und kochen,
Mag's stürmen und stürzen um uns her,
Wir sind verlorne, verlassene Juden —
Unsere brennende Wunde löscht nur das Meer."

Sephirah.

Nun stimm dich zur Lust, meine Leier, und lache!
Umsonst! — Das Lachen gelingt dir schlecht!
Ei freilich! Wir haben ja jetzt Sefirah,
Und dann — wie lacht denn ein Jude, spricht!

Du lachst, mein Vater? Welch schauriges Lachen!
Wo gäb's auch echte jüdische Lust?
So herb und weh ist jüdisches Lachen,
Als wär' es ein Seufzen aus tiefster Brust.

Ist jüdisches Leben denn auch ein Leben?
Da ist nicht Glück, nicht Schimmer und Schein —
Am Himmel silberne Wölkchen schweben,
Es blühen die Felder, — du sitz' und wein'!

Es leuchten die Berge, es duften die Wiesen,
Frisch weht der Lenzwind mit frohem Gefaus.
Was schert's dich, Jude? Du hast doch Sefirah,
Du sitz' in der Kammer und wein' dich dort aus!

Sefirah = die sieben Trauerwochen zwischen Passah- und Schabuohtfest,
an die sich manche traurige Erinnerungen der jüdischen Geschichte knüpfen,
u. a. die Judenmorde der Kreuzfahrer i. J. 1096.



Nur Klagen und Schmerzen und Seufzer und Tränen.
So zieht der wonnige Sommer vorbei.
Kann er dir, Jude, ein Hoffen schenken?
Dich tröstet kein Sommer und tröstet kein Mal.

Dem Bettler, dem wegemüden Gesellen,
Der kaum ein Plätzchen hat für die Nacht,
Dem jeder barsch verweist seine Schwelle —
Was ist ihm Blumen- und Blütenpracht?

— — Ei horch! Ein Jude singt mit dem andern.
Das gibt ein Lied der Freude zum Hohn!
Ihr hört nur die ewige Weise vom Wandern,
Ihr höret den Juden aus jedem Ton:

Ein jüdisches Lied! Hört's einer singen,
Den noch zu rühren vermag Gesang,
Dann bebt sein Leib, es fliegt sein Atem,
Aufschluchzen muß er bei jedem Klang. — —

Bußpsalmen und Klage- und Sterbelieder,
Sie sind des Juden vertraute Musik,
Seit er mit seinem heiligen Lande
Die Freude verlor und verlor das Glück.

Der stürzende Tempel begrub seine Spiele,
Die Jubellieder begrub der Altar —
Der „Schofar“ allein ist dem Juden geblieben,
Das finstere Horn tönt einmal im Jahr.



Der gellende, bebende, stöhnende Schofar
Ist jetzt das jüdische Instrument.
Eine Brust von Stahl zerschmettert sein Gellen,
Sein Beben ist Blut, die das Herz verbrennt.

Das finstere, kalte Horn ist geblieben.
Posaunen und Pauken liegen im Staub,
Flöten und Zimbeln, Gitarren und Harfen
Burden der Wut der Zerstörer zum Raub.

Und will jetzt ein Jude froh sein und lachen
Und singen ein Lied voll Lust und Scherz,
Da hört man plötzlich im Lied erwachen
Zitternde „Kinnoth“ — ein Riß geht durchs Herz.

Ich wollt', meine Leier, du solltest heut lachen.
Umsonst! — Das Lachen gelingt dir schlecht!
Ei freilich! Wir haben ja jetzt Sephirah,
Und dann — wie lacht denn ein Jude, spricht!



„Kinnoth“ = Schmerzvollste Klagelieder um die Zerstörung von Jerusalem.



Yomkipur Abend.

Die Trauer liegt überm Gotteshaus;
 Die Seelenlichter gehen schon aus;
 Die Beter sind müde und matt und blaß,
 Der Sänger ist heiser und schwach der Baß;
 Vom Chor die Jungen lechzen nach Ruh';
 Zehn Verse noch — und das Gebetbuch ist zu.
 Jetzt endigt jedweder Jud' sein Gebet,
 Bald ist es Niteh, der Festtag vergeht.
 Nun hallt es und schallt es: „Leschanah Habah“,
 Der Tempel ist leer, — 's ist keiner mehr da.

Ich steh' beim Altar und denke bei mir:
 Und was ist nachher, wenn geschlossen die Tür? . . .



„Yomkipur“ = Versöhnungs-, zugleich Fasttag.
 „Leschanah Habah“ (hebräisch) = „Im nächsten Jahre“ . . . ergänze:
 „in Jerusalem“.
 „Niteh“ = Schlußgebet, Ausgang des Yomkipur.



Chanukka-Lichter.

O, ihr lieben Lichtelein,
 Euer freundlich-stiller Schein
 Spricht gar mancherlei.
 Spricht von kühnem Heldenmut,
 Kampf und Tod und Heldenblut, —
 Wunder längst vorbei!

Sieh! Bei eurem flimmernden Schein
 Tritt ein Traum, ein schimmernder, ein,
 Und der Traum erzählt:
 Jude, warst ein Krieger einst,
 Jude, warst ein Sieger einst,
 Stolz und Kraftgestählt!

Auserwählt war dein Geschlecht,
 Hattest dein Gebot, dein Recht,
 Lebtest groß und frei,
 Hattest einst ein eigen Land,
 Herrschtest drin mit starker Hand, —
 Wunder längst vorbei!

Das Chanukafest wird zur Erinnerung an die Makkabäer, die größten jüdischen Nationalhelden, gefeiert. An diesem Feste werden allabendlich kleine Lichter entzündet.

O, ihr lieben Lichtelein,
 Euer freundlich-stiller Schein
 Weckt den alten Schmerz:
 Einst und jezt! So klage ich,
 Einst und jezt! So frag' ich mich,
 Und es weint mein Herz.



Wir waren nicht immer das Volk, das weint,
 Das Volk der Tränen, der Seufzer und Klagen,
 Wir haben einstmals den stärksten Feind
 Gelehrt: Auch Juden können schlagen.

Wir haben der wütendsten Hasser gelacht,
 Und für den Glauben großer Ahnen
 Wir gingen mutvoll in die Schlacht,
 Und siegreich wehten unsere Fahnen.

Geschlechter schwanden im Zeitengewühl,
 Geschlechter wurden neu geboren,
 Wir aber haben das Heldengefühl
 Im Drang der Gollusnot verloren.

Verloren den alten Riesenmut
 Und wurden zager, stiller, scheuer,
 Und doch, noch brennt in unserm Blut
 Das alte Hasmonäerfeuer.





Man hat uns geheht in Not und Tod,
Mit groben Flegeln den Leib uns zerdroschen,
Und doch, das alte Feuer loht
Und ist im Blutmeer nicht erloschen.

Wir duldeten Martern wohl sonder Zahl,
— Die schwachen Körper mußten erliegen, —
Doch lebt in uns ein Ideal,
Das, Völker, könnt ihr nie besiegen.



Der Mamser.

Kein Kind will mit mir gehen, mit mir spielen,
Der Lehrer möchte mich durchbohren mit den Blicken,
Kein Herz, das mir ein Stückchen Liebe brächte,
Die Besten wollten gerne mich ersticken.

Vom Segensbecher, dran die Kinder alle nippen,
Jagt mich mit wildem Fluch der Diener. Wehe!
Ich darf der heil'gen Lade mich nicht nahen,
Ich bin ein „Mamser“, und verflucht ist meine Nähe.

Man trägt die Thora um. Ein jeder küßt sie,
Und alle neigen sich, da sie den Segen sprechen.
Ich beug' mich vor, — man blickt auf mich — ich zittere —
Und — fehr' mich ab. Das Herz will mir zerbrechen.

Ich denk' und qual' mich krank: Was ist ein „Mamser“?
Was tat ich, sagt? Was könnt ihr mich verklagen?
Und frag' ich meine Mutter, hebt sie an zu weinen
Und küßt mich heiß und will es mir nicht sagen.

„Mamser“ = Uneheliches Kind, Bastard.

Kidusch Lewanah.

Viel zarte Silberwolken schweben
Im blauen Himmelsmeer herum.
Die Sterne funkeln, die Sterne leben,
Der Mond allein ist bleich und stumm.

Es ruht der Wald in heil'gem Schweigen.
Die Bäume stehen wie im Traum,
Kein Wind streicht durch die weiten Wipfel.
Die Erde schläft und atmet kaum . . .

Im tiefen Wald allein, gleich Schatten,
Stehn dort ein Jude und sein Kind.
Der Alte steht zum Herrn der Welten,
Andächtig-stille lauscht das Kind.

„O Gott, ich bitte dich mit Tränen,
Erhör' mein zitterndes Gebet,
Es soll sein Glanz verdoppelt werden,
Wie's war und wie's geschrieben steht:

„Kidusch Lewanah“ = Segensspruch bei Betrachtung des Neumondes.

„Es schuf der Herr zwei große Leuchten' —
Nun sieh des Mondes armes Licht!
O Herr, laß wieder flammend strahlen
Sein sterbensbleiches Angesicht! . . .“

Wie er mit wehmütvoller Stimme
Und voll der tiefsten Inbrunst fleht!
Weit, weit im Wald verzittert langsam
Und stirbt das klagende Gebet.

Das Kind sieht auf zum reinen Himmel . . .
Wie kommt's, daß in dem blauen Raum
So viele Sterne hell erglänzen
Und andre schimmern, flimmern kaum?

Und lang betrachtet es die Sterne.
Und endlich fragt es — fast verzagt:
„Sag, Vater, darf man denn auch glauben,
Was man mir einmal hat gesagt?

Man hat gesagt, der Stern des Reichen
Ist groß und immer hell im Glanz,
Doch winzig-klein der Stern des Armen,
Er flimmert und erlischt bald ganz.

Sag, gibt's auch oben Unterschiede,
Und sind nicht alle Sterne gleich?
Gibt's auch dort oben Freud' und Jammer
Und Glück und Elend, — Arm und Reich?

Sieh doch nur jenen kleinen Stern dort!
Das ist gewiß der unsre, sag?
Wir zittern auch wie er, und traurig
Wie seine Nacht ist unser Tag.

Kann er vielleicht noch einmal funkeln
Wie diese da in goldner Pracht?
Sag, — oder wird er ganz erlöschen
Und ewig deckt ihn zu die Nacht? . . ."

Der Alte blickt empor zum Himmel,
Er sinnt auf Antwort, sinnt und sinnt.
Es kommen Seufzer, kommen Tränen,
Doch ohne Antwort bleibt das Kind.



Laubhüttenfest vorbei.

Der Festtag vorbei.
Was ist das Gebetbuch so schwer?
Von Tränen sind die Blätter schwer . . .
Zerbrochen, zerschlagen die grüne Hütte,
Der Esrog verwelkt, verdorrt das Laub,
Der Palmzweig bleich, wie ein Toter so bleich,
Zertreten am Boden
Die Weidenäste.
Zertreten am Boden.
Das ist, mein Freund,
Dein Wünschen und Hoffen.

Da liegen verwelkt die süßen Träume,
Da sind zertreten die schönen Freuden,
Da ist gestorben das Glück.
Das ist deine Liebe,
Das ist dein Sehnen,
Das ist, mein Freund,
Deines Lebens ein Bild.

Das Blattwerk wird Staub, die Weiden verfaulen.
Das Ende kommt, ist nah, ist da,
Und weiß doch niemand,
Woher es kommt.
Der Esrog verschrumpft, der Palmzweig zerbröckelt.
Der Tempeldiener segt den Vorhof
Und segt hinaus
Frucht und Laub und Staub . . .
Es weht ein Wind.
Wie ein Pfeil aus dem Bogen
Ist alles verflogen.



Der jüdische Mai.





Der jüdische Mai.

Wieder ist der Mai gekommen,
Kam mit seiner Zauberpracht —
Alle Gräser, alle Blumen
Sind nun wieder aufgewacht.
Wieder blüht es auf den Feldern,
Wieder grünt es in den Wäldern,
Wieder glänzt es überall,
Wieder singt die Nachtigall.

Wieder malt der Maler Frühling.
Wie er seinen Pinsel führt,
Werden Berge, werden Täler
Neu mit jungem Grün geziert.
Und die Sonne strahlt hernieder,
Küßt die Erde, küßt sie wieder,
Und mit süßen Schmeichelein
Lädt sie zum Genießen ein.

* * *

Wie's da gleich in allen Herzen
Frühling werden will!
Wunderschöne Phantasien

Ziehen durch die Seelen still.
Goldne Träume schweben
Und sie weben
Neue Himmel,
Und sie wecken
Neues Leben,
Und mit gabenfrohen Händen
Tausendfache Lust zu spenden,
Kommt das Glück . . .

* * *

Aber seht, dort wandelt einer,
Mitten durch die Maienlust
Geht er still, gesenkten Hauptes,
Und er seufzt aus tiefster Brust.
Einsam, mit dem schwersten Kummer
Geht er, lebensmatt und müd,
All sein Mai und all sein Frühling
Sind schon längst, schon längst verblüht . . .

Sagt mir, kennt ihr jenen Kranken,
Der da geht, wo alles blüht,
Mit den schrecklichsten Gedanken
In dem traurigsten Gemüt?
Wer das ist, ihr wißt es gut:
Unser Alter, unser Tod' . . .
Ihn umschwebt
Kein Lenzeszauber,

Es erbebt
 Sein Herz vor Qual,
 Und es glänzt kein Hoffungsstrahl
 Aus dem Blick.
 Schwere, nie vernarbte Wunden
 Sind die Zeugen böser Stunden.
 Wohin die Gedanken reichen,
 Tod und Sterben, Leichen, Leichen — —,
 Alte Jugend, totes Glück . . .

Zweig und Dorn und Blatt und Blüte
 Treiben mit ihm bösen Spaß,
 Jede Blume blickt verächtlich,
 Jeder Vogel ruft voll Haß:
 Frühlingslust und Frühlingsfreude —
 Doch für ihn ist nichts dabei!
 Fremde Vögel, fremde Götter,
 Fremde Welt — ein fremder Mai . . .

* * *

Lacht nicht, Blumen, nur nicht spotten!
 Die ihr glüht vom Frühlingskuß,
 Glaubt, viel schönere zertreten
 Hat einmal des Juden Fuß . . .
 Felder goldner Pomeranzen
 Glänzten einst in seinem Land
 Seine wunderschönen Pflanzen
 Pflanzte Gott mit eigner Hand.

Fragt vom Libanon die Zedern,
Carons Myrten fragt im Tal,
Ob sie ihn nicht noch erkennen,
Der ihr Herrscher war einmal.
Fragt den schönen heil'gen Ölberg,
Fragt den Karmel, jeden Baum,
Fraget all die tote Schönheit
Nach dem alten schönen Traum . . .

Würzige Paradieseslüfte
Wehten einst durchs heilige Land,
Und in seinem stolzen Tempel
Hat sein Gott sich ihm bekannt.
Tausend selige Engel spielten
In dem göttlichen Gezelt,
Und er fühlte tausend Freuden,
Freuden einer andern Welt.

Dort beim schönsten Saitenspiele
Sang der Jude wunderviele,
Sang er wunderreiche Lieder,
Wie sie nie erklingen wieder
In so reinem, hellem Gange,
Mit so zauberfüßem Klange — — —
Ach, an stumme Weidenbäume
Hängte Juda seine Träume . . .

Längst vorbei! — Doch sieh, welch Wunder!
 Neue Träume ziehn herbei:
 Hörst du, Jude? „Glück und Frieden!“
 Ruft dir zu ein neuer Mai.
 Wein' nicht! Bist noch nicht verloren,
 Wegemüder Wanderer du,
 Neue Jahre, gute Jahre,
 Winken dir, mein Jude, zu!
 Hörst du, wie's durch Wolken zieht?
 Himmlisch-schöne Melodien,
 Süße Cherubs-Harmonien,
 Hörst du es, das neue Lied?

Wieder wird dein Esrog grünen,
 Deine Myrten werden blühen,
 Wieder wird dein Land erwachen,
 Und dein Gott, er bringt dich hin.
 Wieder klingen Hirtenlieder,
 Und dein Weinberg dehnt sich weit,
 Leben wirst du, leben wieder,
 Fort in alle Ewigkeit.
 Nach den bösen Wandertagen
 Wird das Leben dir zur Lust,
 Unterm stillen Berg Moria
 Atmet frei die Heldenbrust . . .
 Und beschlossen ist das Elend
 Und beendet Leid und Qual,

Wirst in deinem Heim verbleiben,
Frei und friedlich wie einmal.
Auf, betritt nur kühn die Pfade
In dein altes Heimatland!
Manch ein Feuerfunke glüht noch
In der eingefall'nen Wand.



Lieder des Lebens.





Blumen im Herbst.

Ihr schönsten Kinder des Lebens, voll Anmut und voll Duft,
Blumen, ihr sonnengeküßten, gewoben aus Strahl und Luft,
Ihr holdesten, liebsten Gäste, die sich der Frühling geladen,
Der Liebe einzig-traute Gespielen und Kameraden —
Ihr blühet wohl für jeden, der reich vom Glück beschenkt ist,
Fremd aber ist euch der, der von der Not bedrängt ist.

Wen schon des Zufalls Hände längst gesegnet hatten,
Den lacht ihr lieblich an, den Reichen, Frohen, Satten.
Siehe, des Himmels Blau bestrahlt ihn und beglänzt ihn,
Dann naht ihr, Blumen, euch und schmücket und bekränzt ihn.
Fremd aber ist euch der, der beugen muß den Rücken,
Und der sich krümmt, wo hart des Lebens Lasten drücken.

Dort, wo im falschen Kleid der Sittsamkeit und Reinheit
Die Progen-Prunksucht dient den Lüste der Gemeinheit,
Dort singt man beim Klavier von euch: Die Herren klatschen,
Und aufgepuckte Frauen froh in die Händchen patschen,
Dort glänzt ihr auf der Brust der stolzen, eitlen Schönen,
Ihr müßt des Übermuts geschliffnen Spiegel krönen — —

Drum rührt es mich jetzt nicht, wenn ihr euch jäh entfärbet
Und unterm Hauch des Herbstes verwelket und verderbet.
Mir habt ihr nie geblüht, nie Duft mir zugesächelt,
Habt mir in meinem Weh nie tröstend zugelächelt.
Fremd war ich, Blumen, euch, fremd seid ihr jetzt auch mir.
Kein Tränlein wein' ich nach: Stirb hin du schöne Zier!

In der Wildnis.

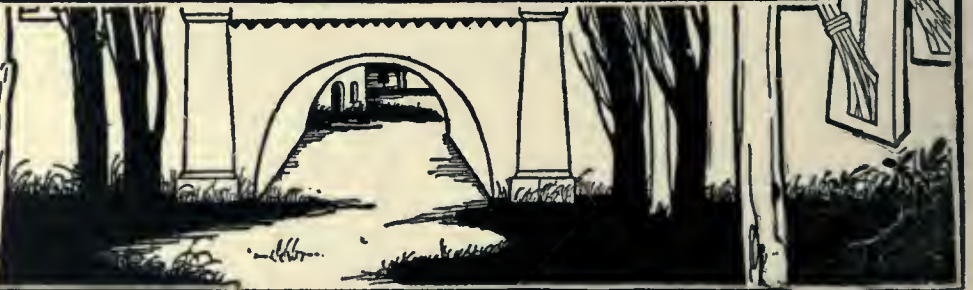
Es singt in weiter Wildnis
Ein einsamer Vogel sein Lied.
Die ängstlichen Augen irren
Durchs endlos-wüste Gebiet.

Seine himmlisch-süße Stimme,
Die fließt wie Gold so rein.
Er ruft die öde Wildnis,
Er ruft den kalten Stein,

Er ruft die toten, stummen
Felsen ringsherum, —
Doch bleiben tot die Toten,
Die Stummen bleiben stumm.

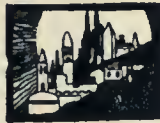
„Wem weisst du, süßer Sänger,
Wohl deiner Lieder Klang?
Wer hört dich? Wer versteht dich?
Wen rührt dein heller Sang?

Es mag deine ganze Seele
Einströmen in dein Lied,
Kein Herz wirst du erwecken
Im harten, starren Granit.



Du wirst nicht lange singen.
Mein armer Sänger, versteh:
Dein Herz wird dir zerspringen
Vor Elend und vor Weh.

Umsonst ist all dein Mühen,
Umsonst dein süßes Flehn:
Allein bist du gekommen
Und wirst allein vergehn." . . .



Meine Jugend.

Unter jene grünen Bäume,
Meine Liebe komm mit mir!
Dort erschließ' ich meine Seele
Ganz und gar nur dir,
Zeig' dir all die Heimlichkeiten
Tief im Herzen drinnen,
Siehst die ewig-stillen Flammen
Und mein großes Minnen.
Und ich will dir auch erzählen
All mein Herzeleid —

Schöne, süße junge Jahre,
Ach, wie seid ihr weit!

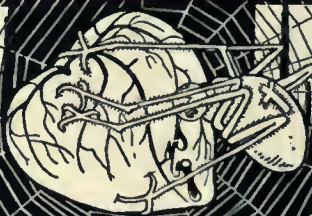
Siehst du, wie die Tänzer schweben?
Heilige Musik,
Unsere Seelen werden weiter, —
Sieh, das ist das Glück!
Zaubertöne, wie sie klingen!
Tanzten! Rasch, du Süßer!
Eins, zwei, drei! Nur schnell, Geliebte,
Heb' die Elfenfüße!
Bei der Lust! Ich fühl's, das Leben
Ist voll Seligkeit! —

Schöne, süße junge Jahre,
Ach, wie seid ihr weit!

Spiel' ein Weilchen länger, Spielmann!
 Eil' doch nicht so sehr!
 Bin erst recht im besten Tanze,
 Und du willst nicht mehr?
 Siehst du nicht, wie herrlich Liebchen
 Strahlt im Blumenkranz?
 Nicht, wie wir uns glücklich-lächelnd
 Drehn im Wirbeltanz?
 Schnell, Geliebte! Spielmanns Fiedel
 Klingt nur kurze Zeit —
 Schöne, süße junge Jahre,
 Ach, wie seid ihr weit!

Wonnereiche junge Jahre,
 Wo ist eure Glut?
 O du stolzer Strom der Träume,
 Wo ist deine Flut?
 Und wo ist mein süßes Liebchen,
 Wo der Blumenkranz,
 Wo der wunderholde Spielmann,
 Wo der Zaubertanz?
 Hör' ich all die süßen Lieder
 Noch ein einzig Mal?
 Sagt, auf welchem Berg sie wandern,
 Sagt, in welchem Tal?
 Kann ich nicht vom weiten senden
 Einen einzigen Blick,

Einen Blick auf jene Zeiten,
Jenes schöne Glück? — —
Narrenhoffnung, Narrensehnsucht,
Torenträumerei!
Was einmal die Zeit verschleppt hat,
Erldgt kein Menschenwunsch herbei.



Die Erschaffung des Menschen.





Willien



Die Erschaffung des Menschen.

Als einst Gott, der Herr, geschaffen
Unsre wunderschöne Welt,
Hat er alles, wie's ihm gut schien,
Ganz nach seiner Lust bestellt.

Fragte keinen, hat sich selber
Seinen Weltenplan erdacht:
Lang genug hat er geschaffen, —
Und er hat es gut gemacht.

Als er aber kam zum Menschen,
Ging's nicht mehr so leicht und glatt,
Mußte Gott erst einberufen
Den geflügelten Senat:

„Hört mich an, ihr meine Großen,
Alle rief ich euch herbei.
Euern Rat sollt ihr mir künden,
Wie der Mensch zu schaffen sei.

Aber Achtung, Himmelskinder!
Dieser Mensch mit Leib und Seel'
Sei nach unserm Bild geschaffen,
Ohne Makel, ohne Fehl.

Denn ich kröne ihn zum Herrscher.
Meiner Flammen schenk' ich her
Einen Teil. Er soll regieren
Über Erde, Luft und Meer.

Fallen soll das Tier der Lüfte
Seiner Macht. Wenn's ihm behagt,
Soll der Fisch im Wasser fallen
Und der Löwe auf der Jagd!"

Da erschrakn Gottes Räte:
„Dieses Menschlein — Schaum und Rauch —
Wenn es soll die Luft beherrschen,
Kommt's noch in den Himmel auch."

Und sie sprachen also: „Mach' ihn,
Herr, nach unserm Angesicht.
Gib ihm Geist und gib ihm Stärke,
Aber Flügel gib ihm nicht.

Nein, er darf nicht Flügel haben,
(Fliegen wird er mit dem Schwert)
Nicht betreten soll den Himmel,
Wer da herrschet auf der Erd'!"

Und Gott sprach: „So soll's geschehen.
Euer Rat ist klug und fein.
Doch nicht alle Menschenkinder
Sollen ungeflügelt sein.



Dem Poeten geb' ich Flügel.
Ich verleih' ihm höchsten Rang:
Alle meine Himmel öffnen
Will ich ihm und seinem Sang.

Dich, mein Engel hier, erwähl' ich:
Sei bereit bei Tag und Nacht,
Ihm die Flügel anzuheften,
Wenn sein heilig Lied erwacht" . . .



Den „Weltverschlängern“.

Ein bißchen mehr, ein bißchen knapper,
Was haschest du, du Schattenschnapper?
Was soll das tolle Gejage?
Wenn alles, was du dir geschafft hast,
Was du erjagt, erhascht, errafft hast,
Dir jäh entsinkt am Sterbetage?

Ein schwarzer Schnitter kommt zu gehen,
Der kommt, vom Lebensfeld zu mähen
So Dornen wie Blumenkronen.
Du magst dich wehren und empören,
Die Zeit befiehlt: Der Tod muß hören,
Und keinen darf er schonen.

Dein Mut, dein Stolz, dein starkes Glück
Verraten dich im Augenblick,
Das gibt ein wildes Flüchten!
Was sind die Wangen bleich und heiß?
Was ist die Hand so kalt wie Eis? —
Der Tod beginnt zu richten.

Du rufst um Hilf' und rufst vergebens.
Das ist das Ende deines Lebens —
Und was hast du erworben?

Wo ist dein Glück? Du armer Jäger!
Es kommen finstre Leichenträger —
Ein Bettler ist gestorben.

Ob viel, ob nichts, ob mehr, ob knapp —
Ein Meister geht die Häuser ab,
Der öffnet alle Schlösser.
Und rafft zusammen alles Gut
Und wirft es in die dunkle Flut
Tiefgründiger Gewässer.



Die Freiheit.

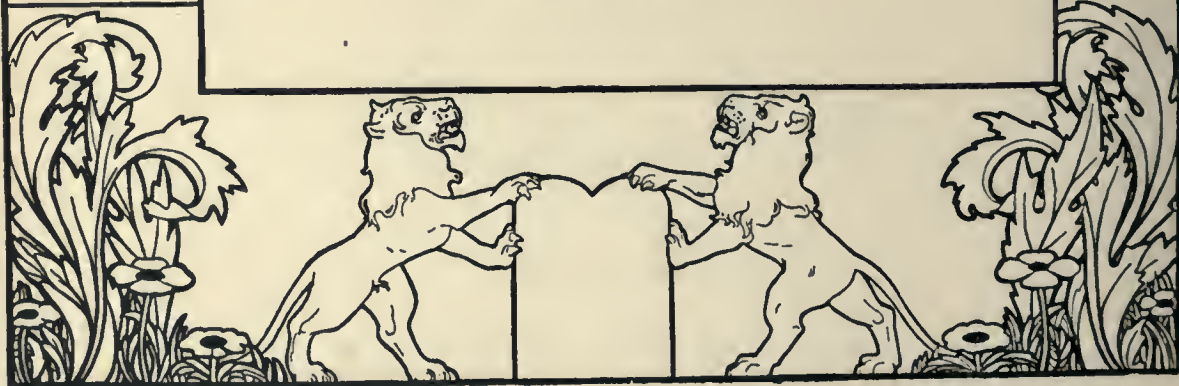
Ein Traum.

Kein Auge mehr, das wacht.
Tief ist und schwer die Nacht
Und ohne Glanz und Schein.
So öd ist's ringsherum
Und wie im Grab so stumm —
Da plötzlich tritt sie ein:

Ein wundervolles Weib.
Wie Schnee so weiß ihr Leib,
Doch blaß die Wangen, blaß,
Die Schultern fest und klar,
Umwallt von goldnem Haar,
Doch naß die Augen, naß.

Sie sieht mich an und schweigt,
Und hebt die Hand und zeigt:
Eine Kette hängt herab.
Sie sieht mich an und weint,
Ich fühle, was sie meint,
Sie fordert: Schließ mich ab!

„Ich mach' dich frei im Nu!“
Ich ruf's und eile zu
Und fasse ihre Hand —

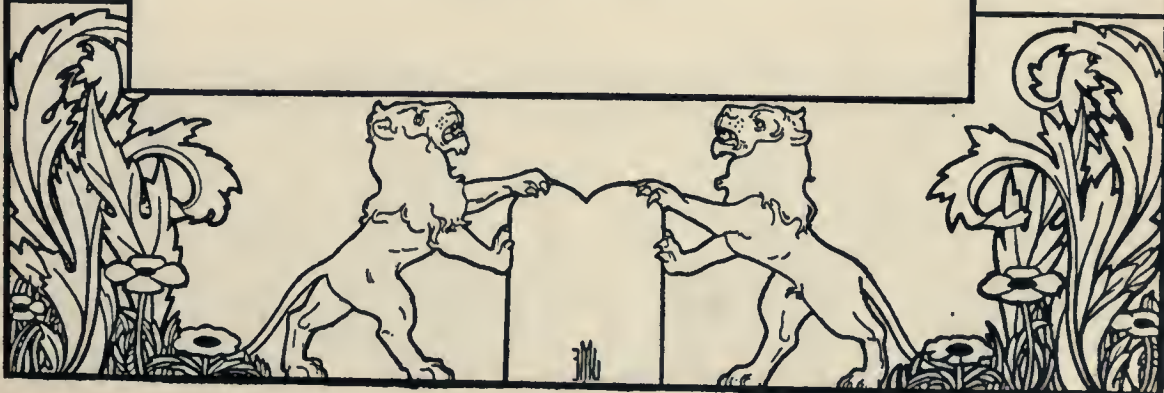


Weh mir! Ich prall' zurück:
Eine Schlange, lang und dick,
Umschlingt das Kettenband.

Ich schrei', so laut ich kann,
Und rufe Mann für Mann:
„Wacht auf und eilt herbei!
Soll's endlich werden hell,
Wacht auf! Erhebt euch schnell
Und macht die Freiheit frei!" —

Umsonst! Ich bleib' allein.
Nicht einer, den mein Schrei'n
Vom Schlaf erwachen läßt.
Ich schüttle, rüttle sie —
Umsonst! Ich weck' sie nie —
Ihr Schlaf ist viel zu fest.

„So sei es, wie es sei!
Ich mach' allein dich frei,
Da ich nicht Helfer traf!" —
Ich ruß und stürze vor,
Da lacht es schrill: „Du Tor!" — —
Ich wache auf vom Schlaf.



Das ewige Geheimnis.

Was wir lieben, was wir hassen,
Muß im großen Nichts erblassen,
Taucht in die Unendlichkeit,
Wo's kein Sterben gibt, kein Leben,
Nur geheime Kräfte weben
Still dein Schweigen, Ewigkeit . . .

Finstere Gedanken wecken
Mir im Herzen tiefe Schrecken:
Denk' ich: alles ist nur Schaum,
Unser Gehn und Stehn und Handeln,
Unser Ruhn und Tun und Wandeln
Ist ein Schatten bloß, ein Traum —

Denk' ich dran, daß der Gerechte
Muß verbluten wie der Schlechte
Und das Grab vereint die Zwei,
Was das reine Licht kann trennen,
Soll die Nacht vereinen können, —
Bricht mir schier das Herz entzwei.

O, finstere Unendlichkeit,
O, stumme Unverständlichkeit,
Fragen ohne Widerhall!
Alles trägst du und verträgst du,
Alles schlägst du und erschlägst du,
Stilles Nichts, du stilles All! . . .

Elul-Melodien.



Elul-Melodien.

Der Schofar-Bläser stößt ins Horn,
Die klagenden Töne hallen.
Es welkt am Feld das letzte Gras,
Die letzten Blätter fallen.

Die frierende Erde steht nackt und kahl,
Irr streichen herbstliche Schauer.
Im sterbenden Wald der Vogel ruft
Zu den ersten Gebeten der Trauer.

Ein süßes, wehes Abschiedslied
Entringt sich der zitternden Kehle.
Das greift ans Herz, das greift ans Herz
Und zerrt und zerrt an der Seele.

Der Sturmwind heult. Es rauscht der Wald,
Auffährt er aus seinen Träumen:
Der Tag des großen Gerichtes naht
Den Bäumchen und den Bäumen.

Menschen, ihr Bäume im Weltenwald,
Hört ihr ihn brausen und wettern?
Ob alt, ob jung, ob früh, ob spät, —
Der Sturm wird euch alle zerschmetter'n.

Elul = Zeit des September.

Der Sommer gestorben,
Verwelkt und verdorben
Die Blümelein blau und rot.
Was Leben sprühte,
In Schönheit blühte,
Liegt eingeschlummert und tot.

In Sturm und Wetter
Wirbeln die Blätter,
Sein Sterbegebet sagt der Wald.
Es bebt in den Zweigen, —
Dann Stille und Schweigen — —
Auch das heiligste Lied ist verhallt.

Hoch oben kreisen
Die Vögel. Sie reisen
Und wenden zum Meer ihren Blick.
„Wohin denn zieht ihr,
Wie weit entflieht ihr,
Ihr Lieben, wann kehrt ihr zurück?“

Da klingen hernieder
Wehmütige Lieder:
„Wir wissen, das Wandern muß sein!
Übers Meer, übers Meer!
Doch die Wiederkehr
Ist Gottes Wille allein.“ ...



An mein Elend.

O Elend, du allein von allen
Liebst mich seit meinem ersten Tag.
Und außer dir — so weit ich blicke —
Ist auch nicht einer, der mich mag.

An jedem Ort bedrohn mich Feinde,
Und Hasser lauern kampfbereit —
Dein bleiches Antlitz nur, mein Elend,
Es lächelt mich an zu jeder Zeit.

Mein Elend! Hast mich aufgezogen,
Hab' dich schon in der Wiege gekannt!
Dieselben kleinen, hohlen Augen,
Dieselbe knochendürre Hand.

Hast mich in deine Lehre genommen
Und trugst ins Leben mich hinein,
Hast mir gebleicht am Wege die Blumen
Und hast mir umwölkt den Sonnenschein.

Du bist mein Heiratsmittler gewesen
Und auch mein Priester. Hast halb verzagt
Meinen Ehevertrag dir durchgelesen
Und hast mir dann: „Gut Glück!“ gesagt.

O nein, — ich brauch' nicht neue Proben,
Du bist mir treu. Bist ja mit mir
Nach meiner Hoffnungen Bestattung
Gegangen bis zur letzten Tür.

Auch jetzt, wenn ich in Angst und Sorge
Den Kopf zur Erde beug' hinab,
Mein einziges, mein gutes Elend,
Auch jetzt läßt du von mir nicht ab!

Ich seh' dich immer, seh' dich kommen
Von des Geschickes finstrem Hang:
Du bringst mir welke Friedhofsblumen
Und singst mir einen Sterbefang.

Und schlaf' ich ein, vom Fluch des Lebens
In Schlaf gewiegt, trittst du herein,
Still, still, in deinen schwarzen Kleidern,
Und hüllst mich in die Falten ein.

Mein Lohn dafür? Wir bleiben Brüder!
Ich zahle mit Münze von eignem Klang:
Mein krankes Herz will ich dir weihen
Und dir nur weih' ich meinen Sang . . .



129



LEVI



RUBEN



A close-up of a stylized eye graphic, featuring a large, circular iris with a black pupil and a jagged, tooth-like pattern within the pupil. The eye is rendered in a high-contrast, graphic style with black outlines and white highlights.

Zieht ein Schiff dort durch die Fluten,
Zieht dahin. . . Wer weiß, wohin?

Wie von Zauberhand gerudert,
Treibt es, eilt es, fliegt es vorwärts,
Hat es Flügel? Oder jagen
Tausend Geister hinterdrein?

Auf dem Schiff nicht ein Matrose.
Nur ein Kind. Es lehnt gebrochen
An dem Mastbaum. . . Heiße Tränen
Stürzen aus den schönen Augen.

Lange, weiche, goldne Locken
Ringeln sich um seine Schultern,
Sehnend blickt es nach dem Ufer, —
Doch das Schiff, es fliegt, es fliegt.

Sieh! Jetzt winkt das Kind mit weißem
Tüchlein, das im Winde flattert,
Winkt mir Grüße zu vom weiten
Und ein letztes Lebewohl.

Und mein Herz hebt an zu klopfen.
Weinen möcht' ich, — sagt, was soll's?
— — Jenes schöne Kind — jetzt weiß ich's —
Meine Jugend flieht von mir. . .



Die Not und der Dichter.

„Hoho! Wer will es dort probieren,
Gewaltsam zu öffnen meine Türen?
Wer kommt, mir meine Ruh' zu stören?
Gewiß die Not, ich möcht' es beschwören.
Wahrhaftig, da ist sie, das Zauberweib!
Frag gleich von hinnen den Schauerleib!
Was gibt's? Gott's Zorn mag in dich fahren!
Troll dich zu all den dunklen Jahren!

Du hast mich lang genug geprellt,
Meinen Leib gequält, mein Leben vergällt,
Hast den Mut mir geraubt, den Stolz mir zertreten,
Zwangst mich, zu bitten, zu betteln und beten!
Geh jetzt, wo tausend Teufel brennen!
Nur fort! Ich will dich nicht mehr kennen!
Verschwinde, du alte, schmutzige Bettel,
Und pack' dich mit deinem nichtsnutzigen Bettel!“

„„Du auf, Geliebter, dein Tor für mich,
Ich hab' keinen Freund sonst, wenn nicht dich!
Die Nacht ist kalt, und ich friere hier,
Geh, laß mich wieder ein zu dir.
Weißt nicht, wie lang ich mich schon drauß freue!
Ich blieb ja dein in alter Treue.

„Ach, hätt' ich dich nie verlassen! Seither
Fand ich keinen Freund unter Juden mehr . . .“

„Hinweg von mir, du Lügnerin,
Leichenmutter und Totengräberin!
Hinweg! Ich bin nicht dein Einziger,
Dich kennen tausend bleiche Weiner.
Verlier' dich auf Nimmerwiederkehr
Und mach' uns keine Visiten mehr!
Man weiß: du verstehst es mit vielen zu treiben,
Und gar mit jenen, die jüdisch schreiben!“

„„Mich kennen viele, ich will ja nicht lügen,
Doch du allein bist mir Lust und Vergnügen.
Ich lieb' deinen Lockenkopf, lieb' deine Schmerzen,
Ich liebe die Wunden in deinem Herzen,
Mit Wollust trinke ich deine Tränen,
Ich lieb' deine Seufzer, ich liebe deine schönen
Gedichte, Visionen und Schreckgesichter, —
Ich liebe dich, du bleicher Dichter!““

„Du Ärgste unter Satans Weibern,
Ich zähle nicht mehr zu den Verseschreibern,
Ich mach' keine Reime mehr. Hör', was ich sag':
Ich handle mit Kandis jetzt und Tabak.
Das ist halb süß und ist halb bitter;
Bin grad' kein gewiegter Handelsritter,
Doch bin ich ein akkurater Zahler,
Leb' schlecht und recht und spar' meine Taler.“

„Und schreibst du nicht, so wirst du schreiben,
Wirst, Freundchen, nicht ewig Handelsmann bleiben.
Ich kenn' sie ja gut, die alten Geschichten:
Du wirst noch hungern und wirst noch dichten.
Nicht lang, und ich hör's, wie mein Freund sich
verteidigt,

Dafür, daß er jetzt mich so schwer beleidigt.
Drum sei kein Narr und laß mich ein!
Ob heut, ob morgen — es muß ja sein.“

„Hinweg, du häßliche Megäre!
Ich habe zu Freunden Millionäre.
Die werden ständig für mich sorgen,
Nicht werd' ich betteln müssen noch borgen,
Nicht mehr mich quälen, nicht mehr leiden,
Daß meine Feinde sich dran weiden,
Die mich am liebsten trügen zu Grabe,
Weil ich so schön gesungen habe.“

„Ach, sprich mir nicht von den Millionären!
Paß auf, die Freundschaft wird schnell sich verzehren.
Die werden dich gar bald vergessen,
Haben ganz andere Interessen!
Jetzt bist du ihr Spielzeug, Kamerad.
Doch bald dreht sich anders das Mühlenrad,
Zerrieben wird deine ganze Freude —
Dann bleiben wir endlich beisammen, wir beide.“

Herbstblätter.

Welches Bangen und Verlangen!
Einsam sitze ich und still:
Etwas möchte ich erlangen,
Doch ich weiß nicht, was ich will.
Sind es Freuden, sind es Leiden,
Nur für mich allein bestellt?
Krank ist eines von uns beiden,
Sagt, bin ich es? Ist's die Welt?

Stunden kommen und verrinnen,
Neue, neue kommen zu,
Doch nicht eine bringt den Sinnen,
Bringt dem kranken Herzen Ruh'.
Kann nicht reden und muß leiden,
Weiß nicht, was im Bann mich hält.
Krank ist eines von uns beiden,
Sagt, bin ich es? Ist's die Welt?

* *

Ich liebe den Wind, ich liebe das Meer,
Denn wie der Wind, so bin ich elend,
Und wie das Meer, so rauscht mein Herz.
Ich liebe die Wolken, ich liebe die Nacht.
Denn wie die Wolken kann ich weinen,
Und wie die Nacht ist meine Welt . . .

* *

Die Welt so alt und alltäglich,
 Das Leben so kalt und so kläglich,
 Die Erde so schmutzig, so klein,
 Die Zeit so verworren, so flüchtig,
 Die Menschen so töricht, so nichtig, —
 Was soll ich da, einer allein?

* * *

Hab' viel gelacht, doch viel auch geweint,
 Mein Lachen war stets mit Tränen vereint,
 Leid kam, die Lust zu stören —
 . . . Nicht viel zu hören.

Hab' oft gesprochen, oft schwieg mein Mund,
 Mein Schweigen tat mehr als mein Reden kund,
 Ich kann euch schwören:
 . . . Nicht viel zu hören.

Hab' viel gehaßt, doch viel geliebt, so viel,
 Mich quälte ein ewiges Widerspiel.
 Ich wollte mich trotzig empören —
 . . . Nicht viel zu hören.

* * *

Wo ich fahre, wo ich gehe,
 Wo ich sitze, wo ich stehe,
 Schwebt vor mir ein bleiches Bild.
 Schreckgestalt! Von Stund' zu Stunde
 Immer bleicher,

Heiße Tränen fallen nieder,
Immer reicher.
Um die dürrn Backen zuckt es,
Starr aus müden Augen guckt es,
Und mich faßt ein Schrecken wild.

Schreib' ich, auf dem Blatte lebt es,
Les' ich, seh' ich's auf dem Buche,
Ganz vergeblich, daß ich suche,
Zu entfliehen. Vor mir schwebt es,
Wo ich geh' und wo ich steh',
Starr und groß, das bleiche Weh' —
Bis mich einst das Grab umschließt
Und das Bild in nichts zerfließt.

* * *

Der Weg ist weit, der Tag ist kurz,
Die Sonne steigt schon herunter.
Das Wasser rauscht, und das Ufer ist fern, —
Mein Schiff, mein Schiff geht unter!

Da hilft kein Ringen. Es pfeift der Wind,
Das Spiel wird bunt und bunter,
Das Meer ist unendlich, die Flut ist wild, —
Mein Schiff, mein Schiff geht unter!

Fahr wohl, vielschöne Sonne, fahr wohl!
Du scheinst bald wieder munter,
Doch ich, — so schaurig braust das Meer —
Mein Schiff, mein Schiff geht unter! . . .

Friedhof.



Die Friedhofsnachtigall.

Zwischen jenen dunklen Bergen
In ein düsteres Tal gebettet,
Liegt ein alter Totengarten,
Gräber gibt's da sonder Zahl.

Alte Gräber, stumme Steine
Moosbewachsen und verwittert.
Toteneinsamkeit. Die Menschen
Meiden scheu das Tal der Gräber.

Alte, dürre Weidenbäume
Blicken traurig in das Döster,
Und sie gleichen Nachtgespenstern,
Wie sie dastehn, stille Träumer.

Horch, da plötzlich sanfte Triller,
Weiche, schmerzlich-süße Klänge!
Ihre wundervollen Lieder
Singt die Friedhofsnachtigall.

Sanfte, lieblich-wehe Klänge!
Und sie fliegt von Zweig zu Zweig.
Für die stummen Träumer singt sie
Ihre grabgebornen Lieder.



Wie die weichen Klänge zittern
Zwischen jenen alten Gräbern!
Dennoch wählt sie sich zum Singen
Keinen als den „guten“ Ort.

* * *

Nicht von Frühlings Herrlichkeiten,
Nicht von Himmels Seligkeiten
Klingt des wahren Sängers Lied.
Nicht von Feldern, Wäldern, Teichen,
Nicht von allem Glück der Reichen,
Nur von Gräbern klingt sein Lied.

Elend sieht er, Not und Schmerzen,
Doch er selbst trägt tief im Herzen
Wunden, die kein Auge sieht,
Und des Weltensriedhofs Schauer
Und die ewig-große Trauer
Krauschen auf in seinem Lied.



„Guter Ort“ wird bei den Juden der Friedhof genannt.



ENDE

Inhalt.

Lieder der Arbeit.		Sephirah	77
Widmung: „Mein Lied“	23	Jomkipur Abend	80
Die Werkstatt	24	Chanukka-Lichter	81
Lied der Arbeiter	27	Der Mamsch	84
Lieder von der Armengasse	29	Kidusch Lewanah	86
An der Nähmaschine	33	Laubhüttenfest vorbei	89
Die Nachtigall zum Arbeiter	34	Der jüdische Mai	95
Das Lied der Not	36		
Wohin?	38	Lieder des Lebens.	
Die Erde auf dem Eisen	41	Blumen im Herbst	105
Verzweiflung	43	In der Wildnis	106
Der Geliebten	45	Meine Jugend	108
Mein Kind	49	Die Erschaffung des Menschen	115
Die Landstreicher	51	Den „Weltverschlingern“	118
Was ist die Welt?	54	Die Freiheit	120
Auf dem Totengarten	56	Das ewige Geheimnis	122
		Elul-Melodien	125
Lieder des Volkes.		An mein Elend	127
Juda	63	Das Wunderschiff	129
Das Volk des Herrn	65	Die Not und der Dichter	131
Das Messen der Gräber	67	Herbstblätter	134
Sturm	73	Die Friedhofsnachtigall	139







